

«No Billag»: Schawinskis Genie-Streich

Nummer 2 – 11. Januar 2018 – 86. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## Mann und Frau, wie weiter?

Liebe in verwirrten Zeiten. Mit Beiträgen von Linus Reichlin, Cora Stephan, Beatrice Schlag, Milo Moiré, Markus Theunert und anderen

## Soziale Medien sind gut

Warum man die Freiheitsinseln Twitter und Facebook bewahren sollte.  
Von Kurt W. Zimmermann

## «Trump ist ein unersättlicher Leser»

Das erste Interview mit Ed McMullen, dem neuen US-Botschafter in der Schweiz.  
Von Urs Gehriger und Florian Schwab

4 194407 006904 02

# Auf Rhein, Mosel und Saar mit MS Thurgau Prestige ❄️❄️❄️❄️

Es het solangs het  
**Rabatt\***  
**bis Fr. 900.-**  
\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs



Es freut uns, Ihnen das **Luxusschiff MS Thurgau Prestige (ex. MS Swiss Jewel)** neu unter Thurgau Travel Flagge weiterhin zum Superpreis anzubieten.

Jetzt Katalog 2018  
bestellen!



## 1 Basel–Amsterdam–Basel

**9 Tage ab Fr. 890.-**

(Rabatt Fr. 900.- abgezogen, 19.03., HD hinten, VP)

- 1. Tag Basel** Individuelle Anreise, Einschiffung, «Leinen los!».
- 2. Tag Strasbourg** Rundfahrt/-gang\* durch die Europastadt.
- 3. Tag Bonn** Passage Loreley-Strecke. In Bonn kurze Rundfahrt\* mit Besuch des Beethovenhauses und kurzem Piano-Konzert.
- 4. Tag Dordrecht–Rotterdam** Ausflug\* zu den Windmühlen Kinderdijk (UNESCO-Weltkulturerbe). Rundfahrt\* Rotterdam.
- 5. Tag Amsterdam** Ausflug\* zum Keukenhof (Abreisediten 19.03.–06.05.). Sonst Panoramarundfahrt\* mit Besuch des Reichsmuseums (14.05.–26.08.). Grachtenfahrt.\*
- 6. Tag Duisburg–Düsseldorf** Ausflug\* zum Industriekanal Zeche Zollverein nach Essen oder Transfer\* nach Düsseldorf für individuelle Besichtigungen.
- 7. Tag Rüdeshheim** Schifffahrt «Romantischer Rhein». Fahrt mit Winzerexpress\*. Ind. Erkundung des Weinstädtchens.
- 8. Tag Baden-Baden** Ab Plittersdorf Busausflug\* mit Rundgang durch die mediterrane Bäder- und Kunststadt.
- 9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

### Abreisediten 2018 Es het solangs het Rabatt

19.03.* 900	20.04.* 500	11.06. 500	26.08. 500
27.03.* 800	28.04.* 500	19.06. 500	
04.04.* 700	06.05.* 500	06.08. 500	
12.04.* 600	14.05. 500	14.08. 500	

\*Mit Keukenhof

Keukenhof



## 2 NEU Basel–Trier–Saarbrücken

**9 Tage ab Fr. 1190.-**

(Rabatt Fr. 600.- abgezogen, 17.07., HD hinten, VP)

- 1. Tag Basel** Individuelle Anreise, Einschiffung, «Leinen los!».
- 2. Tag Strasbourg** Rundfahrt/-gang\* durch die Europastadt.
- 3. Tag Cochem** Schifffahrt «Romantischer Rhein». Am Abend Rundgang\* durch das 5000-Seelen-Städtchen.
- 4. Tag Zell** Rundgang\* durch die Stadt und grösste Weinbaugemeinde der Mosel mit Weingestation an Bord.
- 5. Tag Berncastel** Rundgang\* durch bezaubernde Altstadt.
- 6. Tag Trier–Saarburg–Mettlach** Rundfahrt/-gang\* in Trier. Besuch\* des Erlebniszentrums Villeroy & Boch.
- 7. Tag Mettlach–Saarlouis** Ausflug\* Saarschleife. Am späteren Nachmittag Transfer\* zur Innenstadt Saarlouis.
- 8. Tag Saarlouis–Völklingen–Saarbrücken** Besuch\* der Völklinger Hütte. Rundfahrt/-gang\* Saarbrücken.
- 9. Tag Saarbrücken–Basel** Ausschiffung nach dem Frühstück, Busrückfahrt nach Basel und individuelle Heimreise.

### Saarbrücken–Trier–Basel

Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge.

### Reisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt

<b>Basel–Saarbücken</b>	<b>Saarbrücken–Basel</b>
17.07.–25.07. 600	25.07.–02.08. 600
03.09.–11.09. 500	11.09.–19.09. 500
23.09.–01.10. 500	01.10.–09.10. 600

2-Bettkabine Mitteldeck (ca. 15 m<sup>2</sup>) mit franz. Balkon



- Blumenparadies Keukenhof
- Faszinierende Saarschleife
- Luxusschiff zum Superpreis

### MS Thurgau Prestige\*\*\*\*\* – by Thurgau Travel

Auf dem Luxusschiff finden 124 Passagiere in 41 Kabinen (ca. 15 m<sup>2</sup>), 7 Junior Suiten (ca. 19 m<sup>2</sup>) und 14 Master Suiten (ca. 30 m<sup>2</sup>) Platz. Alle Kabinen und Suiten sind mit zwei Betten (die auch getrennt gestellt werden können), Dusche/WC, TV/Radio, Minibar, Safe, Föhn, Telefon, individuell regulierbarer Klimaanlage sowie Tisch und Stuhl ausgestattet. Zusätzlich verfügen die Junior Suiten über zwei bequeme Sessel und die Master Suiten über ein Sofa, einen Hocker, einen begehbaren Schrank und eine Badewanne. Die Kabinen auf Mittel- und Oberdeck haben französische Balkone. Auf dem Hauptdeck können die Fenster nicht geöffnet werden. Zur Bordausstattung gehören grosszügiges Restaurant, Panorama-Salon mit Tanzfläche und Bar, Réception, Boutique, Bistro mit Internet-Corner, Fitnessraum, Massagesalon, grosses Sonnendeck mit Whirlpool. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nichtrauchererschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

	1/2
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1790
2-Bettkabine Hauptdeck	1890
Junior Suite Hauptdeck	2090
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2390
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2590
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	2690
Master Suite Oberdeck (ca. 30 m <sup>2</sup> ), franz. Balkon	2990
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck*	290
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck*	890
Ausflugspaket (8/7 Ausflüge)	280/160
Annulations- und Extrarückreiseversicherung	59

\*Suiten sind nicht zur Alleinbenutzung möglich

Leistungen: Kreuzfahrt inkl. Vollpension. Weitere Details im Internet oder Katalog 2018 verlangen.

\* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | + Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Scylla AG

Neue Website – Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Buchen oder Prospekt verlangen  
Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel**  
Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,  
Tel. 071 626 55 00 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

Kurz vor Weihnachten ist er angekommen, der neue US-Botschafter in Bern. Ed McMullen, 53, ist seit Jahrzehnten ein enger Weggefährte des US-Präsidenten. Trumps «Mr Switzerland» gewährt einen Blick auf den vielseitig verpönten Präsidenten, wie man es noch nirgends gelesen hat. Trump sei ein Schnelldenker, ein passionierter Zuhörer. «Und er ist von absoluter Entschlossenheit, umzusetzen, was er angekündigt hat.» Derzeit laufen die Drähte zwischen Trumps Statthalter in Bern und Washington heiss. «Wir bereiten uns mit Hochdruck auf das World Economic Forum vor.» Wie kurz vor Redaktionsschluss bekannt wurde, kommt Trump nach Davos. **Seite 26**

Mann, Frau – wie weiter? Wir haben diese Frage verschiedenen Autoren und Spezialisten gestellt. Vom Jubel über #MeToo bis zur antifeministischen Polemik, vom gewitzten Zukunftsszenario bis zur ökonomischen Gesellschaftsanalyse kam dabei alles Mögliche zusammen, was Grundlage für gutes Streiten bietet, aber auch Versöhnungsansätze im Geschlechterkampf zu einer Zeit, in der vieles neu verhandelt wird. Über den Konflikt furioser Gesellschaftsdebatten und Träger Biologie haben wir ausserdem mit Verhaltensforscher Karl Grammer geredet. Die Illustrationen der Titelgeschichte inklusive Cover stammen vom amerikanischen Künstler Bo Bartlett. **Seite 16**

Der 69-jährige Tscheche Jiri Dvorak ist eine der schillerndsten Figuren in der Schweizer Medizin. Während Jahrzehnten war er oberster Chefarzt der Fifa mit Flair für medienwirksame Auftritte und daneben hochdekorierter Rückenspezialist an der Zürcher Schulthess-Klinik. Doch in der neuen Fussballwelt hat es für den Professor keinen Platz mehr. «Das habe ich noch immer nicht verdaut», sagte Dvorak zu seinem Abgang beim Weltfussballverband unserem Redaktor Thomas Renggli. Ein Porträt des Mannes, der 1968 aus der Tschechoslowakei flüchtete, sich in der Schweiz nach oben kämpfte – und nun eine Lücke im Weltfussball hinterlässt. **Seite 40**

In eigener Sache: Am 24. Januar startet eine neue, vierzehntägliche Veranstaltungsreihe «Weltwoche on Tour». Chefredaktor Roger Köppel wird mit interessanten Gästen vor Publikum die Themen des Monats diskutieren. Sie sind herzlich eingeladen! Die Debatten finden in der ganzen Schweiz statt, und zwar immer im Ort, wo der Gast herkommt oder wohnt. Zum Start trifft Chefredaktor Köppel im Hotel «Sheraton» an der Pfingstweidstrasse 100 in Zürich den Zürcher SP-Ständerat Daniel Jositsch. Freuen Sie sich auf eine pointierte, aber



**Auftakt:** Köppel (l.), Jositsch.

faire Auseinandersetzung über die Themen, die uns bewegen, aus anderer Sicht. Weitere Gespräche folgen, unter anderem mit dem Comedian Fabian Unteregger, dem Gewerkschafter Corrado Pardini und der Jungsozialistin Tamar Funciello. Die Daten und Anmeldeadressen entnehmen Sie bitte den Inseraten in der *Weltwoche* oder unserer Homepage.

Noch ein Nachtrag zur letzten Ausgabe: Wir hatten die schmerzliche Pflicht, journalistisch Abschied zu nehmen von Jürg Ramspeck, dem früheren Feuilletonchef und Chefredaktor dieser Zeitung. Vergessen ging dabei, den redaktionellen Gestalter der Seiten zu danken: Unser Nahost-Korrespondent Pierre Heumann besorgte die Konzeption und Betreuung der Nachrufe. Ebenfalls ganz herzlichen Dank an die vielen, auch ehemaligen Kollegen, die sich an Jürg Ramspeck erinnern haben.

*Ihre Weltwoche*

**GESTRESST?  
ÜBERFORDERT?  
ERSCHÖPFT?**

---

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld  
und ein umfassendes medizinisches  
Angebot dafür.



Seeklinik Brunnen AG  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen  
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,  
leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),  
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),  
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,  
Christoph Mörgele, Claudia Schumacher,  
Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Peter Holenstein,  
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwanager,  
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),  
Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Martin Kappler,  
Julia Dunlop (*Assistentin*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser,  
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** weltwoche@jonlinio.com  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise  
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung  
der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine  
Haftung übernommen.

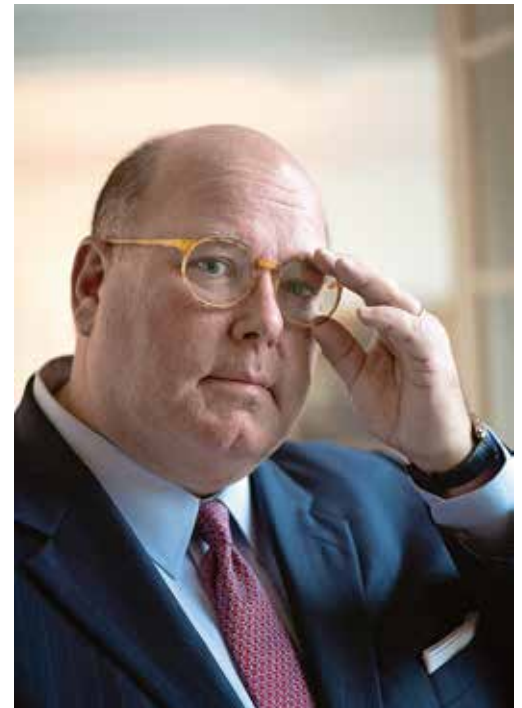
Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,  
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.  
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Freibier für alle: Beat Schlatter. Seite 58



Gut und böse: Mary Shelley. Seite 54



«Wer von Donald Trump business as usual erwartet, liegt total falsch.»

Ed McMullen: Seite 26

## Titelgeschichte

- 16 **Frauen und Männer, wie weiter?**  
Autorinnen und Autoren über  
Liebe in verwirrenden Zeiten

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**  
7 **Kommentare**  
Wenn die Hornkuh ruft  
8 **Diplomatie** Eiszeit retour  
8 **Justiz** Hort von Rassisten  
9 **Eilmeldung** Wer dominiert  
die Brexit-Verhandlungen?  
10 **Kopf der Woche**  
Pietro Supino, Tamedia-Verleger  
12 **Aufreger der Woche** Michael Wolffs  
Buch über Donald Trump  
22 **Essay der Woche** Zensur in  
den sozialen Medien  
24 **Mörgeli** Gekränkter Intellektueller  
24 **Bodenmann** Ende der Märchenstunde  
25 **Medien** Erloschene Liebe  
25 **Die Deutschen** Schiffbrüchige

## Inland

- 11 **Verlage** Eklat im Sonnenberg  
31 **«No Billag»** Arthur Honegger  
warnt vor den Konsequenzen  
32 **Und Leuthard ging zum Regenbogen**  
Schweizer EU-Politik in der Sackgasse

- 36 **«Huren-Heiko»** öffnet sich  
Seine Geschäfte erregen den Boulevard  
38 **Freizeit statt Freiheit**  
Was ist los bei den Sozialdemokraten?  
40 **Jiri Dvorak** Fall des Fussball-Professors

## Interview

- 26 **Ed McMullen** Der neue  
amerikanische Botschafter in Bern  
über den «realen» Donald Trump

## Ausland

- 13 **Inside Washington** 1001 Nacht  
46 **EU** Mitteleuropa fordert die  
deutsch-französische Achse heraus  
48 **Brief aus Berlin** Vogel Strauss

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 34 **Albert M. Baehny** Geberit-Chef  
42 **Wie werde ich Universalgenie?**  
Das Geheimnis der Kreativität  
60 **Mysterien der Weltgeschichte**  
Wer hat Rasputin ermordet?

## Kultur & Gesellschaft

- 39 **Köbi Kuhn** Neues Liebesglück  
50 **Ikone der Woche** Diane Kruger  
52 **Ai Weiwei** Kurt Aeschbachers  
Begegnung mit dem grossen Künstler

- 54 **Mary Wollstonecraft Shelley**  
Meisterin des kalkulierten Entsetzens  
58 **Beat Schlatter** Vom Bürgerschreck  
zum braven Bürger

## Rubriken

- 7 **Im Auge** Hugh Jackman  
14 **Personenkontrolle**  
15 **Nachruf** France Gall, Sängerin  
53 **Knorrs Krimis**  
56 **Die Bibel** Heilige Mauern?  
56 **Kino** «Darkest Hour»  
57 **Knorrs Liste**  
57 **Jazz** Gregory Porter  
61 **Fragen Sie Dr. M.**  
61 **Gewinner der Woche**  
62 **Thiel** Im Zoo  
62 **Namen** Gipfeltreffen der Starköche  
62 **Fast verliebt** Hintertür  
63 **Unten durch** Fangfrage  
64 **Wein** Grosses Gewächs  
64 **Zu Tisch** «Löwen», Menzingen  
65 **Auto** Cadillac XT5 Platinum  
66 **Darf man das?/Leserbriefe**

# Schawinskis Coup

Der Medienpionier verblüfft mit einem brillanten Schachzug.

Am 4. März stimmen die Schweizerinnen und Schweizer darüber ab, ob sie die nationale Medienmonopolanstalt SRG weiterhin mit steuerähnlichen Zwangsgebühren finanzieren wollen oder nicht. Wir halten das Anliegen der Abschaffer für chancenlos. Aber ganz egal, wie man dazu steht: Die «No Billag»-Initiative ist grossartig. Ein paar Jungpolitiker fassen bei einem Bier den Plan, die mächtige SRG aufzuknacken. Sie sammeln Unterschriften für ein Volksbegehren. Die meisten, die Rang und Namen haben, sind dagegen. Trotzdem müssen sich jetzt alle der Diskussion stellen. Am Schluss entscheiden die Bürger. Das gibt es nur in der Schweiz.

Zur Hochform läuft in dieser Frage auch der Zürcher Medienunternehmer Roger Schawinski auf. Rechtzeitig zum Jahreswechsel brachte er dieser Tage ein im Blitztempo verfasstes, dennoch gutgeschriebenes, unterhaltsames und auch kundig argumentierendes Buch zum Thema heraus. Es schlug in die schlagzeilenarme Zeit wie eine Bombe ein. Alle Zeitungen und Medien berichten, sogar die *Weltwoche*; sie zuerst.

Das Buch ist inhaltlich interessant und kompetent, vor allem aber könnte man es an einer Wirtschaftshochschule als Fallstudie für herausragendes Ich-Marketing verwenden. Schawinski nimmt alle Positionen ein, die sich ohne Selbstwiderspruch simultan vertreten lassen: Er ist gegen «No Billag», aber er hält es für möglich, dass die Initiative durchkommt. Scharf kritisiert er die SRG, aber noch schärfer verwahrt er sich dagegen, der SRG den Geldhahn zuzudrehen. Die Genialität des Buchs besteht darin, dass es die SRG verteidigt, indem es sie kritisiert. Das Plädoyer ist als Anklage formuliert, die in einer glühenden Verteidigungsrede gipfelt. Schawinski übertrumpft sich im Quadrat.

Man muss die faszinierenden Pirouetten natürlich vor der Konjunkturkurve seines Lebens lesen. Schawinski erwarb sich unsterbliche Verdienste als Medienpionier und Radiopirat. Sein grosser Feind war die SRG, wobei es stimmt, dass er sich nie für deren Abschaffung, wohl aber für das Ende ihres Monopols einsetzte. Seine Gründungen Radio 24 und Tele Züri waren erfolgreich. Mit Tele 24 fuhr er an die Wand, wobei man hier die Eloquenz bewundern muss, mit der Schawinski seine unternehmerische Fehlkalkulation rückwirkend und fast schon wieder überzeu-

gend als heldenhafte, wenn auch tragische Verwicklung im Gefolge des Versagens anderer erklärte.

Seine Streitschrift «No Billag?» ist ein Meisterstreich des gezielten Generalangriffs, ein gutgetimter Präzisionsschuss, der mehrere Ziele auf einmal trifft. Egal, wie die Volksabstimmung im März herauskommt, Schawinski gehört bereits jetzt auf jeden Fall zu den Gewinnern. Setzen sich die Initianten durch, hat der Medienrebell am lautesten davor gewarnt und den Erfolg vorausgesagt. Siegt die SRG, muss sie ihrem Kritiker Schawinski danken, weil er ihr zum richtigen Zeitpunkt loyal zur Seite stand. Neidlos darf man anerkennen: Mit dieser politischen Zangen-Intervention lässt der Medien-Zampano jeden der Politiker alt aussehen, die sich zu «No Billag» äussern.

Klar, immer wenn es Schawinski um die Sache geht, geht es am Ende auch immer um Schawinski. Sein Buch verteidigt nicht nur die SRG, es ist vor allem eine brillante Selbstrechtfertigung des Autors. Dem Ex-Piraten wird vorgeworfen, er habe seine Seele verkauft, als er vor ein paar Jahren vom SRG-Gegner zum SRG-Mitarbeiter mutierte. Das mag übertrieben sein, aber der einstige Quälgeist hat doch vernehmlich geruhigt, seit ihm sein enger Freund Roger de Weck, damals Generaldirektor, eine regelmässige Talksendung am Montagabend rüberschob. Was Schawinski in seinem Buch natürlich vehement bestreitet.

Diesen Freundschaftsdienst belohnt der Beschenkte jetzt mit seiner fulminanten Offensive. Gleichzeitig befreit er sich wie ein Entfesselungskünstler von den Anfechtungen, er habe seit der Übernahme der Talkshow «Schawinski» gegenüber der Hausherrin seinen Biss verloren. Selbst Förderer de Weck bekommt sein Fett ab, wenn auch gnädig, dessen

Vorgänger Walpen dafür um so mehr. Altbundesrat Leuenberger wird abgewatscht. Erstaunlich mies kommt SRF-Direktor Ruedi Matter weg. Nur einer weiss, wie es geht. Alle Wege führen zu Schawinski.

Und noch etwas fällt auf: Nach diesem buchgewordenen Treueschwur wird es sich die



Zeigt es allen: Roger Schawinski.

SRG nicht mehr leisten können, die quotenmässig schwächelnde Sendung ihres berserkenden Fürsprechers abzusetzen.

Schawinskis literarischer Coup ist auch deshalb bemerkenswert, weil es zuletzt fast ein bisschen Mode geworden war, sich am angegrauten Medien-Freibeuter die Schuhe abzustreifen. War es nicht allmählich Zeit, in allen Ehren das Studio zu räumen? Schawinski selber wettet in seinen Sendungen schon mal gegen ältere Politiker, die sich weigern abzutreten. Der Vorwurf drohte ihn bald selber zu ereilen, doch nun liefert der mittlerweile 72-Jährige unfreiwillig den Beweis, dass auch Leute vorgerückten Alters den Jüngeren immer noch den Meister zeigen können.

Schawinski, das zeichnet ihn aus, ist bei aller Ich-Zentriertheit nach wie vor ein leidenschaftlicher Kämpfer und Anreger, ein Kenner der Szene, Aufmerksamkeitskünstler und unternehmerisches Genie der Optimierung eigener Interessen. Und endlich spricht er wieder aus, was er viel zu lange für sich behalten hat. Seine Kritiker unterschätzen ihn, wenn sie in ihm nur den hingebungsvollen Egomane sehen. Das ist er auch, aber eben nicht nur. Schawinski hat die Witterung. Vor allem spürt er Schwachstellen und interessante Themen auf. Mit seinem neuen Buch erteilt er Freunden wie Gegnern eine Lektion. Kompliment. Schlauer hat sich noch keiner in der «No Billag»-Debatte zu Wort gemeldet.

Gelenkprobleme soll man nicht auf die leichte Schulter nehmen.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.

**Weltwoche on Tour**



# Die andere Sicht

## Roger Köppel im Gespräch mit Daniel Jositsch

**Mittwoch, 24. Januar 2018**

«Sheraton Zürich Hotel», Pfingstweidstrasse 100, Zürich

**Beginn:** 19.00 Uhr, **Türöffnung:** 18.00 Uhr

**Anmeldung erforderlich bis 20. Januar an:**  
[monatsgespraeche@weltwoche.ch](mailto:monatsgespraeche@weltwoche.ch)

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail  
(beschränkte Teilnehmerzahl).

# Wenn die Hornkuh ruft

Von Katharina Fontana — Die EU will die Schweiz institutionell anbinden. Was aber hätte der Stimmbürger dazu zu sagen? Die Verfassung ist zurückhaltend, aber ein Maximum an Demokratie wäre gefragt.



Eingriffe in das Staatsgefüge: Abstimmungsauszählung in Moutier, 2017.

**P**lötzlich eilt es. Seit die EU jüngst deutlich gemacht hat, dass ihre Geduld mit der Schweiz bald erschöpft sei und sie handfeste Fortschritte bei den institutionellen Fragen erwarte, steht in Bundesbern der europapolitische Zeitplan kopf. Namentlich der SP und der CVP kann es nun nicht schnell genug gehen: Beide Parteien möchten das Rahmenabkommen (das der Bundesrat noch gar nicht vorgelegt hat) noch in diesem Jahr im Parlament beraten und es spätestens im Frühling 2019 – ein halbes Jahr vor den eidgenössischen Wahlen – in trockene Tücher bringen. Abgesehen davon, dass dieser Fahrplan enorm ehrgeizig ist, stellt sich die Frage, welche Rolle dabei dem Volk zugedacht ist und inwieweit es mitreden können soll.

## Grenzfall Rahmenvertrag

Der Bundesrat gab sich bisher zugeknöpft. Erst wenn der Rahmenvertrag inhaltlich stehe, könne man sagen, ob es ein Referendum brauche, und wenn ja, ob dieses fakultativ (das heisst auf Verlangen) oder obligatorisch zu sein habe, lautet die offizielle Haltung. Das mag so sein, ein bisschen mehr lässt sich allerdings schon jetzt sagen. Die Bundesverfassung selber ist bei der aussenpolitischen Volksmitsprache sehr zurückhaltend. Sie sieht ein obligatorisches Staatsvertragsrefe-

rendum lediglich in zwei Fällen vor: für den Beitritt zu Organisationen für kollektive Sicherheit – wie der Uno oder der Nato – oder für den Beitritt zu supranationalen Gemeinschaften wie der EU.

## Was uns der EWR lehrt

Um eine solche Einbindung der Schweiz geht es im geplanten Rahmenabkommen aber nicht; dieses zielt vorab auf die vereinfachte Übernahme von EU-Recht und auf ein neues gerichtliches Verfahren zur Streitbeilegung. Das Parlament hat daneben allerdings die Möglichkeit, einen Staatsvertrag aufgrund seiner Bedeutung und Tragweite freiwillig Volk und Ständen vorzulegen. Das steht zwar nirgends explizit geschrieben, wurde aber in der Vergangenheit in ausserordentlichen Fällen schon so gehandhabt.

Erstmals wurde diese Art des Referendums sui generis beim Beitritt der Schweiz zum Völkerbund im Jahr 1920 angewandt, wie der Zürcher Staatsrechtler Andreas Kley auf Anfrage erläutert. Auch das Freihandelsabkommen zwischen der Schweiz und der EU von 1972 stellt laut Kley einen Präzedenzfall dar: Das Parlament habe den Vertrag wegen seiner immensen wirtschaftlichen Bedeutung freiwillig Volk und Ständen

» Fortsetzung auf Seite 8

# Der Weltstarpatient



Hugh Jackman, Schauspieler.

**E**r kann alles, als Schauspieler, auch aus der Rolle fallen. Deshalb hat Hugh Jackman, 49, *Sexiest Man Alive* (das ist zehn Jahre her), auf James Bond verzichtet. Er fand das Drehbuch zu kindisch und überliess 007 dem Kollegen Daniel Craig. Als einer der letzten freilebenden Machos kokettiert Jackman, der gerade im Filmmusical «The Greatest Showman» als Showbiz-Pionier P.T. Barnum tanzend und singend über die Leinwand wirbelt, auch mit seinen körperlichen Unzulänglichkeiten. «Ich habe keine Ohrflüppchen», bedauert er, also keine Piercings. Aber der eigentliche bedrohliche Makel, von dem Jackman gezeichnet ist und den er mit einem fast lakonischen Mut und deshalb als Mutmacher für seine Mitleidenden als Fortsetzungsgeschichte auf Facebook dokumentiert, ist seine Nase. Von Zeit zu Zeit verdeckt er sie mit einem Pflaster.

Der Superman, der die kettensprengende Bestie ebenso überzeugend verkörpert wie den Schmachtsänger, leidet an einem Basalzellkarzinom und ist schon sechsmal operiert worden. «Und ich weiss, es wird sich wiederholen.» Alle drei Monate erscheint er zur Kontrolluntersuchung, «aber ich bin nicht in Lebensgefahr». Zum Arzt geschickt hat ihn seine Frau Deborah-Lee Furness, die den Krebsfleck auf dem Nasenrücken entdeckte. Die beiden sind seit 1996 verheiratet. Sie ist dreizehn Jahre älter und spielte in einer TV-Serie die Knastpsychologin, er den Häftling, so fanden sie zusammen. Der Sohn bleichhäutiger englischer Einwanderer erlebte in Sydney eine *sun, sand, surf*-Jugend – mit den fatalen Spätfolgen – und wollte eigentlich Reporter werden. Auch als Sportler beherrschte er alles, von Crawlen bis Cricket, Rugby und Hochsprung, die Voraussetzung für seine Künste und Kondition als Tänzer. 2013, als die Krankheit ausbrach, nahm er in Hollywood den Golden Globe für seine Rolle im Musical «Les Misérables» entgegen. Statt nur den Warnfinger zu heben, wirbt der Weltstarpatient Jackman auch für die Sonnenschutzcreme, die er als Hersteller selber lanciert hat. Rollen, die das Leben schreibt.

Peter Hartmann

zur Abstimmung vorgelegt. Jüngstes Beispiel ist die Abstimmung über den Beitritt der Schweiz zum EWR vom Dezember 1992. Das EWR-Abkommen hätte nicht dem obligatorischen Staatsvertragsreferendum unterstanden, das Parlament beschloss aber von sich aus, den Vertrag wegen seiner weitgehenden Eingriffe in das Staatsgefüge an die Urne zu bringen und dem doppelten Mehr zu unterstellen. Es war übrigens das Ständemehr, das dem EWR-Abkommen nicht den Hauch einer Chance liess: achtzehn Kantone sagten nein, beim Volk waren es lediglich knappe 50,3 Prozent, die nichts vom EWR wissen wollten. Beim institutionellen Rahmenvertrag ist ein ähnliches Abstimmungsszenario denkbar.

### Schwere Hürde

Es liegt auf der Hand, dass das obligatorische Referendum mit doppeltem Mehr von Volk und Ständen eine schwer zu überwindende Hürde wäre. Die Verfechter des institutionellen Rahmenvertrags könnten also versucht sein, das Volk – wenn man es schon nicht ganz aussen vor lassen kann – lediglich fakultativ mitbestimmen zu lassen. Doch sachlich wäre das kaum gerechtfertigt. Auch wenn der Inhalt des Rahmenabkommens noch nicht im Detail bekannt ist, ist damit zu rechnen, dass es spürbare Konsequenzen für die Schweiz und für ihre innere Struktur haben wird.

Speziell die Frage, ob die Schweiz ihre Gerichtsbarkeit teilweise an eine externe Behörde abtreten soll, ist von erheblicher staatspolitischer Bedeutung. Dies gilt umso mehr, als die bilateralen Verträge und die EU-Rechtsprechung teils schon heute über die Bundesverfassung gestellt werden und diese Tendenz mit dem Rahmenabkommen noch zunehmen dürfte. Zudem wäre es auch politisch unklug, bei der Frage der institutionellen Anbindung der Schweiz an die EU nicht das Maximum an direkter Demokratie zuzulassen und das Abkommen damit so gut zu legitimieren und so unangreifbar zu machen wie möglich.

### Eine Schicksalsfrage

Und schliesslich geht es um den Kern der direkten Demokratie: Es ist ja gut und schön, wenn die Schweizerinnen und Schweizer für Vorlagen wie die Hornkuh-Initiative an die Urne gerufen werden. Doch ungleich wichtiger ist es, dass sie zu den wirklichen Schicksalsfragen für das Land das letzte Wort haben. Also auch zu aussenpolitischen Entscheiden wie dem institutionellen Rahmenabkommen, mit denen die Schweiz Verpflichtungen eingetht, die sie faktisch kaum wieder rückgängig machen können.

## Diplomatie

# Eiszeit retour

### Hinter dem Tauwetter auf der koreanischen Halbinsel stehen auch wirtschaftliche Interessen.



Eitel Sonnenschein: Kim Jong-un.

Schneller Szenenwechsel: Bis vor kurzem war von einem neuen Koreakrieg die Rede, nun herrscht wieder eitel Sonnenschein. «Sonnenscheinpolitik» war das Etikett, das der 1997 gewählte Präsident Kim Dae Jung damals seiner Lockerungs-Strategie gegenüber Nordkorea angehängt hatte.

Die Entfrostung führte damals zu scharf kontrolliertem Tourismus im Norden und einem Gipfeltreffen Kims mit dem nordkoreanischen Oberführer Kim Jong Il. Als dann bekannt wurde, dass der Süden für diese Zusammenkunft in harten Millionen hatte bezahlen müssen, und als auch der zweite Gipfel zehn Jahre später nichts brachte, machte sich Ernüchterung breit. Gleichzeitig hatte der Norden sein Atomwaffenprogramm energisch vorangetrieben.

### Sport und Propaganda

Trotz dem kabarettistischen Sprücheklopfen über den nuklearen Druckknopf auf dem Schreibtisch hat sich die Lage nicht verändert. Keiner der beiden Heissporne und auch die übrigen Interessierten – Südkorea, Japan, China – wollen einen Krieg.

Obwohl es amerikanische Strategen gibt, die von entwaffnenden Luftschlägen gegen nordkoreanische Atomanlagen sprechen – wie einst jene Israels gegen den Irak und später gegen Syrien –, ist dieses Szenario für die Administration Trump nicht aktuell. Alle haben sich im Status quo eingerichtet. Nordkorea ist eine Atommacht – die neunte bis jetzt –, und auch das beste Non-Proliferations-Regime wird daran nicht rütteln.

Ein Interesse ist klar erkennbar: Die härteren Sanktionen, die in letzter Zeit beschlossen wurden und denen sich auch China anschliesst, will der Norden unterlaufen. Dazu dienen das «Völkerverbindende» des Sports und entsprechende Propaganda. Das bewährte Mittel hat nicht ausgedient. Hansrudolf Kamer

## Justiz

# Hort von Rassisten

### Die neue Rüge aus Strassburg kanzelt die Schweizer ab.

Die Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus (GRA) ist eine scharfe Wächterin über die politische Korrektheit. Jede Aussage, die auch nur von ferne leicht anrühlich scheint, wird auf der GRA-Internetseite als rassistischer Vorfall aufgeführt. 2009 traf es einen Thurgauer Politiker der Jungen SVP. Er hatte im Vorfeld der Abstimmung öffentlich für das Minarettverbot geworben: Dieses sei Ausdruck davon, die eigene Kultur erhalten zu wollen, und es sei Zeit, der Ausbreitung des Islam Einhalt zu gebieten.

Flugs wurde der Mann von der GRA als Rassist tituliert. Der Jungpolitiker empfand dies als persönlichkeitsverletzend und verlangte, dass die GRA die Meldung vom Netz nehme. Das Bundesgericht sah das ebenso: Die Aussagen des Politikers zum Minarettverbot seien nicht als Herabsetzung von Muslimen zu verstehen. Wer Verschiedenheiten zwischen zwei Gruppen aufzeige, verhalte sich noch nicht rassistisch, meinte das höchste Schweizer Gericht.

### Gerichtshof mit Moralkeule

Gegen dieses Urteil erhob die GRA beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte Klage. Und zwar mit Erfolg, wie sich diese Woche zeigte. Die sieben Strassburger Richter sind einstimmig der Auffassung, dass die Schweiz die Meinungsfreiheit der Stiftung verletzt habe. Zum einen müsse ein Politiker in einer lebhaften öffentlichen Debatte ein höheres Mass an Kritik einstecken, lautet die Begründung. Zum andern entbehre der Vorwurf des Rassismus vorliegend nicht einer faktischen Grundlage, werde doch die Minarettinitiative von mehreren internationalen Organisationen als xenophob, rassistisch und diskriminierend angesehen.

Was soll man vom Strassburger Entscheid halten?

Leider beschränkt sich der Gerichtshof nicht darauf, mit der Meinungsfreiheit zu argumentieren, die er zu Recht hoch gewichtet. Vielmehr packt er unnötigerweise die Moralkeule aus und kanzelt das Minarettverbot indirekt als fremdenfeindlichen Auswuchs ab. Immerhin haben sich 2009 57,5 Prozent der Stimmenden – über 1,5 Millionen Schweizerinnen und Schweizer – an der Urne für die neue Verfassungsnorm ausgesprochen. Nach Strassburger Lesart haben sie nun wohl alle als Rassisten zu gelten.

Katharina Fontana



# Hohle Hände

Von Wolfgang Koydl — Der Brexit stürzt die Briten ins Unglück? Wenn man sich da mal nicht täuscht. Die echten Verhandlungen mit der EU beginnen erst jetzt. London hat gute Karten.



Fassade der Einigkeit: britische Premierministerin May, EU-Chef Juncker.

Viel Freude hatte Theresa May ja nicht im vergangenen Jahr, und deshalb muss sie sich Freunde suchen, wo sie sich ihr anbieten – auch wenn sie ihr nicht wirklich freundlich gesinnt sind. Einer dieser unfreiwilligen Freunde war EU-Chef Jean-Claude Juncker. Er bescherte der Regierungschefin unverhofft ein Weihnachtsgeschenk, als er den 27 Mitgliedsstaaten empfahl, die Augen zuzudrücken und Teil eins der Brexit-Gespräche für beendet zu erklären.

In dieser ersten Phase der Scheidung war es um eine Endabrechnung für London, um die Rechte von EU-Bürgern im Königreich und um die Grenze zu Irland gegangen. Nun, da die EU hinreichende Fortschritte in diesen Fragen konstatiert hat, kann man sich ans Eingemachte machen: das künftige Verhältnis der Insel zum Kontinent. Daran war den Briten von Anfang an gelegen, doch die Europäer hatten das Thema vor sich hergeschoben.

Natürlich handelte Juncker nicht selbstlos, als er grünes Licht gab, sondern aus eigenem Interesse. Er will das lästige Brexit-Dossier endlich abwickeln. Sein letztes volles Jahr als Kommissions-Präsident ist angebrochen, und er will nicht in die Geschichte eingehen als der Mann, unter dessen Ägide die EU sich aufzudröseln begann. Sein Ver-

mächtnis soll vielmehr ein grosser Schritt in Richtung eines europäischen Einheitsstaats sein – zunächst einmal mit einem Euro-Zone-Budget und einem Euro-Zone-Finanzminister.

Nie schienen die Chancen für so einen Durchbruch so gut zu stehen: Die lästigen britischen Quertreiber endlich draussen vor

## Junckers Vermächtnis soll ein grosser Schritt in Richtung eines europäischen Einheitsstaats sein.

der Tür, die selbstbewussten Mitteleuropäer um den Ungarn Viktor Orbán und den Österreicher Sebastian Kurz (siehe Seite 46) noch nicht stark genug, um wirksam Widerstand leisten zu können. Mit Emmanuel Macron sitzt ein mächtiger Verbündeter im Elysée, mit Martin Schulz macht sich ein alter Kumpan aus Brüsseler Tagen auf den Weg zur Vize-Kanzlerschaft in Berlin.

Da konnte Juncker schon grosszügig gegenüber Theresa May sein, zumal sie zuvor reihenweise Zugeständnisse gemacht hatte: London wird eine Austrittsgebühr in zweistelliger Milliardenhöhe berappen, die Briten werden auch nach dem formellen Austritt im März kommenden Jahres mindestens anderthalb

weitere Jahre alle Pflichten eines EU-Mitgliedes haben – wenngleich ohne irgendwelche Rechte oder Mitspracherechte.

Zudem haben sich die Europäer nicht auseinanderdividieren lassen. Selbst bei der Verteilung der Beute – der Verlegung von bislang in Grossbritannien ansässigen EU-Behörden – gingen sie relativ gesittet vor und nicht wie ein Rudel Hyänen am Kadaver. Läuft doch alles prima für Brüssel, oder?

Wenn sich Juncker da einmal nicht täuscht. Denn mit der Einigkeit der Europäer könnte es in der zweiten Brexit-Etappe vorbei sein. Wenn es um Fischereirechte geht und um Schweinebäuche, um Finanzinstrumente und um Stromlieferungen, dann geht es eben auch um verschiedene Einzelinteressen und nicht um das grosse europäische Ganze. Dann kämpft jeder Staat für sich allein, um den besten Deal für sich herauszuschlagen. Dann liegen einflussreiche Lobbys ihren Regierungen in den Ohren.

Auf diese Chance haben die *Brexiters* lange gewartet: Teilen und siegen, das war schon immer die bevorzugte Methode, mit der die britische Diplomatie jahrhundertlang reüssierte. Die Sorge, dass die mühsam aufrecht erhaltene Fassade der Einigkeit nun bröckeln wird, ist in der EU mit Händen zu greifen. Denn es tun sich so viele Risse auf, dass London wahrscheinlich noch nicht einmal genügend Keile hat, um sie zu verbreitern und zu vertiefen.

## Es geht ums Geld

Die Risse verlaufen nicht nur zwischen den einzelnen Staaten, sondern auch durch einzelne Regionen, wie ein soeben durchgesickter EU-Bericht demonstriert. Insgesamt 42 Provinzen, Städte und Regionen haben Bedenken – und Forderungen – für die Zeit nach dem Brexit angemeldet: Der französische Kanalhafen Calais befürchtet einen Einbruch des Fährverkehrs, das deutsche Bundesland Mecklenburg-Vorpommern einen Verlust von Arbeitsplätzen, wenn weniger Fische aus der Nordsee hier verarbeitet werden, Polen weiss nicht, wohin mit heimkehrenden Landsleuten.

Immer stehen hohe Summen auf dem Spiel, und der Streit ums Geld wird in diesem Jahr auch die EU in ihren Verhandlungen mit den Briten schwächen. Der Austritt des drittgrössten Nettozahlers reissert ein Milliardenloch ins Budget, von dem noch niemand weiss, wie es gestopft werden soll. Juncker und sein Finanzkommissar machten schon einmal vorsorglich eine hohle Hand, wobei der Getränke zugelegte EU-Chef entsprechende Metaphern bemühte: Die EU koste jeden Bürger nicht mehr als eine Tasse Kaffee täglich, rechnete er vor. Aber Freibier für alle sei nicht finanzierbar.

Die Briten können sich angesichts dieser Lage zurücklehnen und einer eigenen Leidenschaft fröhnen: Abwarten und Tee trinken.

# Capitano Supino

Von Rico Bandle — In der Medienbranche macht sich zunehmend Panik breit. Nicht nur wegen der «No Billag»-Initiative. Bloss einer scheint in der Krise erst richtig zu erstarken: Tamedia-Verleger Pietro Supino.

Es war schweres Geschütz, mit dem der *Sonntagsblick* an Silvester gegen den Tamedia-Verwaltungsratspräsidenten Pietro Supino auffuhr. Dieser wolle die SRG schwächen, wenn nicht gar zerstören, mit dem Ziel, «ein Monopol auf Fernsehwerbung» zu erschaffen, so das Ringier-Blatt. Hintergrund des Angriffs: Tamedia hatte eine Woche zuvor ihre Absicht bekanntgegeben, die Goldbach Media zu kaufen, den grössten Vermarkter von Fernsehwerbung in der Schweiz. Goldbachs Hauptgeschäft sind die Schweizer Werbefenster der deutschen Privatsender. «Vor diesem Hintergrund wird klar, warum Supino die SRG seit Jahren attackiert, ja sie am liebsten kaputt machen würde: um mit den Deutschen möglichst viel Geld zu verdienen.» Der Artikel erschien notabene ohne Autorenangabe.

Ähnlich äusserte sich einige Tage später SP-Nationalrätin Jacqueline Badran. «Wer profitiert von der Annahme der «No Billag»-Initiative und damit vom Grounding der SRG?», fragte sie auf der Online-Plattform Infosperber.ch, um die Antwort gleich nachzuliefern: «Da gibt es nur einen: den kurz vor Weihnachten neugeschaffenen Medienkonzern Tamedia-Goldbach.» Pietro Supino sei der Bösewicht, der das bewährte Schweizer Mediensystem für seinen eigenen Profit opfern wolle, so ihre Haltung.

Die Angriffe auf Supino und die zum Teil hoch politisierten Konflikte halten die Medienbranche seit Monaten in Atem. Begonnen haben sie am 17. August 2015. Damals gaben die zwei staatsnahen Betriebe SRG und Swisscom sowie der private Ringier-Konzern bekannt, eine gemeinsame Werbevermarktungsfirma zu gründen, die später den Namen Admeira erhalten sollte.

## Alle gegen alle

Insbesondere der damalige SRG-Generaldirektor Roger de Weck pries das Konstrukt mit grossen Worten als Bollwerk gegen die Internetgiganten Google und Facebook, die immer mehr Werbegelder aus dem Land abzögen. Man sei bereit, weitere Verlage an Bord zu holen. Ziel sei, die Schweizer Medienlandschaft dank der Nutzerdaten der Swisscom vor der übermächtigen Konkurrenz aus dem Silicon Valley zu retten. Auch Medienministerin Doris Leuthard stand hinter dem Projekt.

Doch anstatt dass sich die anderen Medien dankbar zeigten, stiess der ordnungspolitisch heikle Verbund sofort auf massiven Wider-

stand (siehe Kasten rechts). War es bei der Gründung von Admeira noch der Verlegerverband um Pietro Supino, der sich hintergangen fühlte und lautstark gegen den halbstaatlichen Vermarkter aufbegehrte, ist es jetzt Ringier-CEO Marc Walder, der seinen Ärger nicht zurückhalten kann. Auf einem Podium am Swiss Media Forum vor wenigen Monaten verlor der sonst harmoniebedachte Manager die Contenance («Das ist mieses politisches Spiel, das Pietro hier treibt!»). Zudem steht Walder im Verdacht, die *NZZ am Sonntag* und den hauseigenen *Sonntagsblick* mit Informationen zuungunsten von Tamedia und Supino beliefert zu haben.

Der Grund für seine Wut dürfte unter anderem darin liegen, dass Admeira nur schwer in die Gänge gekommen ist. Medienpionier

## Mit dem Goldbach-Deal steht Supino als Sieger da – einmal mehr.

Roger Schawinski bezeichnet den Werbeverband in seinem neuen Buch gar als «Rohrkrepierer». Angesichts der bevorstehenden «No Billag»-Initiative ist der neue SRG-Generaldirektor Gilles Marchand bemüht, den Entschied seines Vorgängers de Weck rückgängig zu machen und so schnell wie möglich aus Admeira auszutreten. Letzten Herbst ging Marchand auf Supino zu, mit dem Wunsch, Tamedia möge doch der SRG deren Admeira-Anteil von 33 Prozent abkaufen.

Marchands Vorgehen wirkte fast schon verzweifelt: Parallel zu den Verkaufsverhandlungen mit Tamedia stellte er dem Verband Schweizer Medien unter Präsident Supino in Aussicht, auf dessen Hauptforderungen einzugehen. Zum Beispiel, dass die SRG keine neuen Werbeformen einführt und dass allfällige Kooperationen mit der SRG stets allen Privaten zu gleichen Bedingungen offenstehen. Im Gegenzug erwartete Marchand, dass die Verleger den Anspruch der SRG auf Gebühren und Werbung im bisherigen Ausmass unterstützen.

Im Verkaufsvertrag war vorgesehen, dass Admeira weitere drei Jahre die Werbung der SRG vermarktet hätte, danach wäre der Auftrag öffentlich ausgeschrieben worden. Mit anderen Worten: Um von Admeira loszukommen, wäre die SRG sogar bereit gewesen, die Kontrolle über die eigene Werbevermarktung abzutreten, die immerhin einen Viertel

der Gesamteinnahmen des Unternehmens generiert.

Die Verhandlungen scheiterten bekanntlich. Stattdessen kündete Tamedia an, die Goldbach-Gruppe für 216 Millionen Franken zu erwerben. Noch fehlt allerdings die Zustimmung der Wettbewerbskommission.

Nun fühlt sich aber Ringier hintergangen: Der Medienkonzern bleibt auf einer mässig funktionierenden und politisch hochumstrittenen Vermarktungsgesellschaft sitzen. Ringier bezichtigt Supino, ein «Doppelspiel» gespielt zu haben. Das Vertrauen sei weg, heisst es aus dem Hause Ringier. Als ob es nicht die Pflicht eines Unternehmers sei, parallel mehrere Optionen in Betracht zu ziehen.

## Widerstand aus dem eigenen Haus

Mit dem Goldbach-Deal steht Supino als Sieger da – einmal mehr. Tamedia ist nicht nur das grösste, sondern auch das am besten aufgestellte Medienhaus der Schweiz. Es hat die Transformation ins digitale Zeitalter geschafft, die Renditen stimmen, vor allem dank digitalen Marktplätzen. Weil Tamedia den unvermeidlichen und schmerzhaften Strukturwandel schneller und konsequenter umsetzt als die Konkurrenz, steht Supino immer wieder im Gegenwind. Er wolle den Journalismus zerstören, sei geldgetrieben, bei Tamedia würden trotz Traumrenditen Journalisten entlassen, so einige der Vorwürfe, die auch von Redaktoren des *Tages-Anzeigers* immer mal wieder geäussert werden.

Als ihm vor Jahren ein Journalist vorhielt, er wisse ja gar nicht, wie Journalisten arbeiteten, ging er eine Woche lang als Praktikant auf die Redaktion. Abteilung für Abteilung nahm er sich vor, hörte zu, diskutierte, nahm an Sitzungen teil. Diese Aktion brachte ihm viele Sympathien ein. Auch dass er mittwochs mit einigen Redaktoren joggen geht oder dass er ab und zu auf den Redaktionen eine Blattkritik macht, wird geschätzt. Talentierte Mitarbeiter schickt er mehrere Wochen zur Weiterbildung nach New York, an die renommierte Columbia School of Journalism.

Das tönt nicht nach einem geldgierigen Manager, dem der Journalismus egal ist. Trotzdem nimmt die Kritik nicht ab. Als Supino kürzlich auf einer Westschweizer Tamedia-Redaktion sein Buch über Qualität im Journalismus vorstellen wollte, weigerten sich die Journalisten, teilzunehmen, da sie ihn angesichts mehrerer Sparrunden als Gegner sahen.



*Schneller und konsequenter:* Verleger Supino.

Supino ist in Mailand geboren, sein Grossvater war der Verleger Werner Coninx. Die Mutter trennte sich von seinem italienischen Vater, als er sechs Jahre alt war – und zog mit dem Jungen zurück nach Zürich. Obschon eigentlich aus einer reichen Familie stammend, wuchs er in einfachen Verhältnissen auf. Supino wurde das Leben nicht einfach gemacht: Der eher kleingewachsene «Italienerjunge» musste

### Der eher kleingewachsene «Italienerjunge» musste sich stets beweisen.

sich stets beweisen, auch innerhalb der Familie. Seine Mutter war nicht in den Verlag eingebunden. Dass er es im Unternehmen trotzdem ganz nach oben geschafft hat, spricht für ihn, für seinen Fleiss, für seinen Kampfeswillen. Ein ehemaliges Verwaltungsratsmitglied, das bei Supinos Berufung zum Verleger dabei war, sagt, er habe nie jemanden gesehen, der das Verlagshandwerk so rasch gelernt habe wie Supino.

Eigentlich ist Supino ein ruhiger, bedachter Mensch. Besuchern gegenüber wirkt er in seinem gigantischen, mit leuchtend blauem Spannteppich versehenen Büro manchmal fast etwas devot. In die Enge getrieben, kann er aber durchaus angriffig werden. Und dann wird es für seine Gegner zuweilen unangenehm, wie die momentanen Auseinandersetzungen zeigen.

Dass die Nerven in der Branche blankliegen, ist letztlich dem erodierenden Geschäft geschuldet. In den letzten fünf Jahren sind die Werbeeinnahmen im Printbereich über 40 Prozent eingebrochen. Doch bei allen Gehässigkeiten schliessen die Kontrahenten weiterhin Deals miteinander ab. Ringiers Zeitungen werden ab 2019 wie jene der NZZ bei Tamedia gedruckt, die NZZ kooperiert neuerdings mit Admeira, Tamedia bezieht seit diesem Jahr testweise Video-Rohmaterial von der SRG.

In der kleinen Schweiz sind alle von allen abhängig – vor allem vom Branchenprimus Tamedia. Diesen Umstand weiss Pietro Supino geschickt für sich zu nutzen. ○

## Verlage

### Eklat im Sonnenberg

Wie der Widerstand gegen Admeira seinen turbulenten Anfang nahm.

Ein Tag nachdem SRG, Swisscom und Ringier die Gründung von Admeira bekanntgegeben hatten, traf sich der Vorstand des Verbands Schweizer Medien zur Retraite im edlen Restaurant «Sonnenberg», nahe dem Zürcher Zoo.

Der Anlass sollte zu einem Schlüsselmoment der neueren Schweizer Mediengeschichte werden. Alle wichtigen Verleger und Medien-CEOs waren vor Ort. Der damalige Fifa-Präsident Sepp Blatter speiste am Nebentisch. Die Sitzung ging los. Supino war ausser sich. Er bezeichnete Ringier-CEO Marc Walder als «Feind», als «Verräter». Der Widerstand gegen Admeira hatte mehrere Gründe. Einerseits waren da ordnungspolitische Vorbehalte: Es könne nicht Aufgabe eines teilstaatlichen Betriebs sein, Nutzerdaten kommerziell zu verwerten. Zudem befürchteten die Verleger, sie würden gegenüber Ringier benachteiligt. Andererseits waren sie verärgert, dass Admeira heimlich, hinter ihrem Rücken, aufgegleist worden war: Sie erfuhren von dem Vorhaben am selben Tag wie die Öffentlichkeit. Vor allem Pietro Supino, der grösste Verleger des Landes, empfand dies als Affront.

### Werbeverbot gefordert

Marc Walder musste in den Ausstand treten. Mehrmals wurde er aufgefordert, das Zimmer zu verlassen. Einmal musste er eineinhalb Stunden vor der Türe warten, bis er wieder reindurfte. Am Ende der sechsstündigen Sitzung hatte es Supino geschafft, auch jene Verleger auf seine Seite zu ziehen, die eine Kooperation mit Admeira anfangs noch als prüfungswert erachtet hatten. Gemäss einem Augenzeugen soll Supino gedroht haben, den Verband Schweizer Medien zu verlassen, sollte der Verband nicht geschlossen gegen Admeira auftreten. Doch hierzu sind die Schilderungen widersprüchlich.

Zwei Tage später veröffentlichte der Verband Schweizer Medien eine Pressemitteilung, in der er nicht nur die neue Vermarktungsgesellschaft mit deutlichen Worten ablehnte, sondern auch ein vollständiges Werbeverbot für die SRG forderte – was Admeira den Grossteil ihres Geschäfts entzogen hätte. Ringier war nach eigenen Angaben nicht über die Medienmitteilung informiert worden; konsequenterweise trat der Verlag sofort aus dem Verband aus. (rb)

# Der Fünf-Millionen-Dollar-Mann

Von Taki Theodoracopulos — Klar, Donald Trump ist ein Wichtigtuer, ein Prahlhans mit beschränkter Aufmerksamkeitsspanne. Aber ich kenne auch Michael Wolff, den Autor des neuen Skandalbuchs, über das alle reden. Fazit: Wolff schreibt, was die linken Medien hören wollen.

Lassen Sie mich eines klarstellen, bevor ich ein Buch bespreche von einem Mann, den ich recht gut kenne, über einen anderen Mann, den ich kennengelernt habe und der mich «den Grössten» genannt hat. Das Buch, «Fire and Fury» von Michael Wolff, handelt vom Präsidenten der Vereinigten Staaten, Donald Trump – er war es, der mich kleines Würstchen «den Grössten» genannt hat.

Nachdem ich 45 Jahre lang für amerikanische und europäische Zeitschriften geschrieben habe, ist eines deutlich geworden: Europäer verstehen nicht, dass in den USA Verleumdungsparagrafen nicht gelten, wenn es um eine «öffentliche Person» geht. Mit anderen Worten: Wird eine Berühmtheit oder eine sonst öffentlich bekannte Person verleumdet, hat sie keine rechtlichen Möglichkeiten, gegen den Verleumder vorzugehen, es sei denn, dieser gestehe, mit böser Absicht gehandelt zu haben. Das heisst, der Autor muss zweierlei zugeben: zum einen gewusst zu haben, dass das, was er schrieb, falsch war, zum anderen es aber dennoch geschrieben zu haben, um jemanden böswillig zu verletzen.

Womit wir zum Buch kommen. Der Autor ist von der Natur nicht mit gutem Aussehen gesegnet worden. Das kompensiert er durch seine

---

«Gott sei Dank haben Sie diesem *Times*-Schwein die Meinung gesagt.»

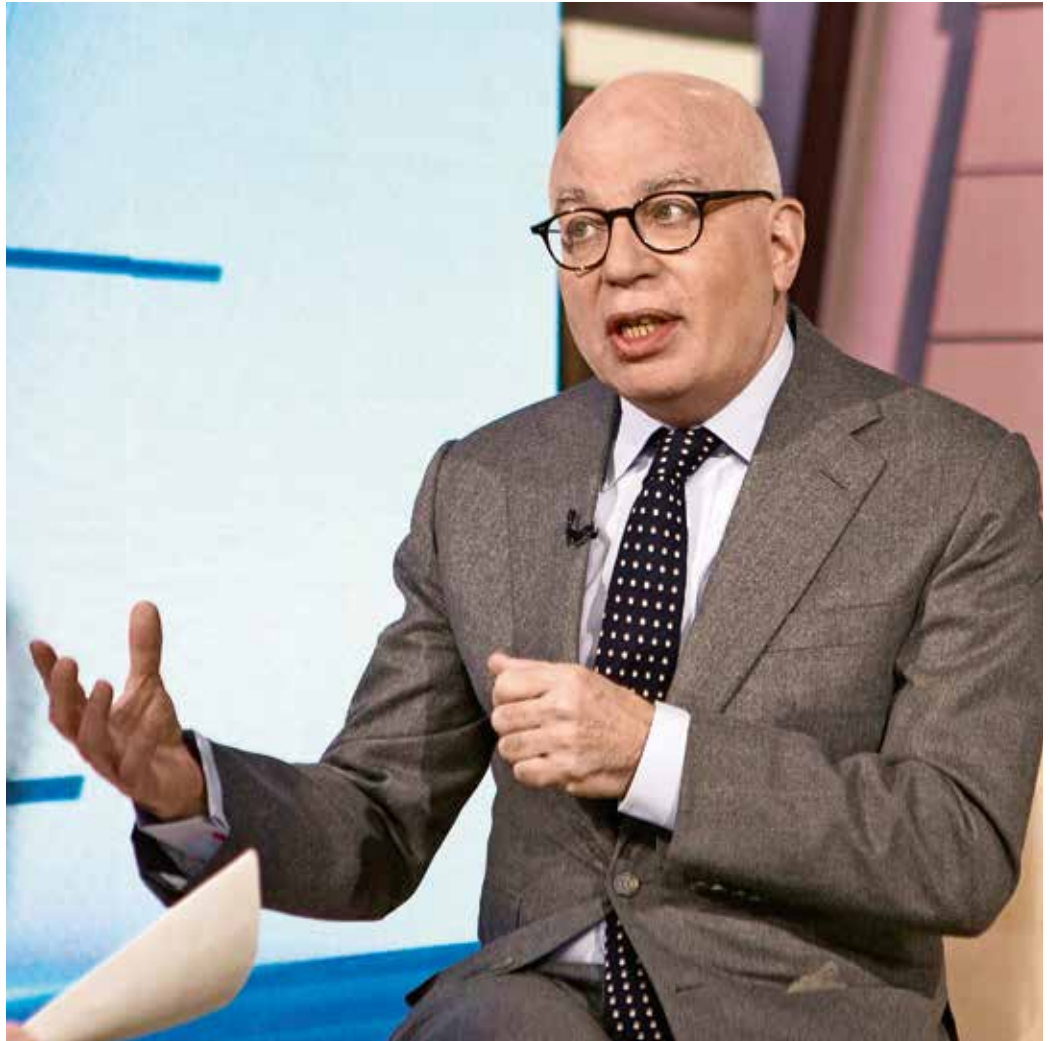
---

eiserne Entschlossenheit, aufzufallen. Sein Spezialgebiet sind die Medien. Auffallend ist eine Tendenz zu explosiven «Enthüllungen» – die genauer Betrachtung oft nicht standgehalten haben, doch erst einmal für Aufmerksamkeit und Schlagzeilen sorgten.

Wie vielen Journalisten ist auch ihm vorgeworfen worden, Dinge zu erfinden, und seine Beziehungen zu Arbeitgebern endeten oft unschön wegen Reportagen, die einer realen Grundlage entbehrten. Selbst sein Freund John Podhoretz bezeichnete Wolffs Reportagenstil als «ausgefallen», was ein Euphemismus für «Alles erfunden» ist.

## Voraussehbar wie das Morgengrauen

Besonders aufgefallen ist mir Wolffs vor einiger Zeit erschienene Biografie von Rupert Murdoch: Der Autor verhält sich im Buch so, als habe er dem australischen Medientycoon gegenüber einen forschenden Ton angeschlagen,



Je saftiger ein Gerücht, desto höher die Auflage: Autor Wolff.

verschweigt aber sorgsam alle Details über dessen katastrophale Ehe mit seiner chinesischen Frau und die Tatsache, dass diese eine Affäre mit Tony Blair hatte. Schreibt man wie Michael Wolff, verschweigt man solche Details eigentlich nicht – es sei denn, man wisse, woraus Vorteile zu ziehen wären. Und Michael Wolff weiss das.

Womit wir zum 45. Präsidenten der Vereinigten Staaten kommen. Ja, er ist ein Wichtigtuer, ein Prahlhans, hat die Aufmerksamkeitsspanne eines Lackaffen, ist selbstverherrlichend und ein Angeber wie kein anderer Mensch auf der Welt – aber er ist auch immer ein Sieger gewesen. Er lügt, obschon ich lieber von Werbung in eigener Sache reden würde. Er übertreibt – aber schliesslich hat er sein Leben lang Immobilien verkauft. Und er spricht wie ein waschechter «Noo Yawker», macht also viel Wind und grosses Gedöns.

Ich wurde bei einem formellen Dinner in New York einmal neben Melania Trump gesetzt. Wir waren uns einig, dass die Nato-Bombardierung des christlichen Landes Serbien, um im Balkan einen muslimischen Gürtel zu schaffen, ein schwerer Fehler gewesen war, den kurzsichtige amerikanische Narren begangen hatten. Ein Journalist der *New York Times*, Richard Burt, mischte sich auf die *Times*-typische arrogante und selbstgefällige Art in unser Gespräch ein. Ich sagte ihm, wenn er uns noch einmal unterbreche, würde ich ihm die Zähne einschlagen, worauf er die Schnauze hielt. Später sah ich eine orange Gestalt auf mich zukommen mit ausgestreckter Hand und einem grossen Lächeln auf ihrem Gesicht. «Sie sind der Grösste, der Beste aller Zeiten», sagte Donald Trump. «Gott sei Dank haben Sie diesem *Times*-Schwein die Meinung gesagt.» Danach wiederholte er, ich sei der Grösste.

Sehen Sie jetzt, was ich oben mit «Übertreibung» und «grossem Gedöns» gemeint habe? Die Slowenin Melania hatte ihm erzählt, was passiert war, und «The Donald» gefiel, dass ich einem linken Schreiberling mit Gewalt gedroht hatte. Tatsächlich hatte ich das nur im Scherz getan, aber Burt hatte es ernst genommen und die Schnauze gehalten.

Doch zurück zum Buch: Ich glaube nicht, dass Trumps Berater der Annahme sind, er könne in dieser Position nicht funktionieren, wie Wolff behauptet. Ich glaube aber sehr wohl, dass die Berater durchdrehen wegen seiner Unbeständigkeit und seiner Tendenz, ständig die Meinung zu ändern, und dass sie ihrer Frustration freien Lauf gelassen haben und Wolff das aufgegriffen hat.

Ich glaube keinen Moment lang, dass Trump wie ein Gespenst aussah, als er begriff, dass er die Wahl gewinnen würde. Wolff hat einfach ein Gerücht aufgegriffen, das seit Monaten im Umlauf war, es Donald Jr zugeschrieben, und das führte zu Schlagzeilen, so voraussehbar wie das Morgengrauen von morgen früh.

Ich glaube sehr wohl, dass Steve Bannon Jared Kushner als Arschkriecher und andere als Dummköpfe bezeichnet hat, denn Bannon nimmt kein Blatt vor den Mund, und Kushner ist ein Arschkriecher.

Ich glaube sehr wohl, dass jemand scherzhaft von Ivanka Trump als der ersten zukünftigen Präsidentin gesprochen hat, aber welche Politikerfamilie hat nicht schon von einem ihrer Sprösslinge als zukünftigem Präsidenten gesprochen? Wolff hat einen Scherz für eine Welterstveröffentlichung gehalten, und die Medien haben den Rest getan.

Nicht einmal eine Minisekunde lang glaube ich, dass Kabinettsmitglieder wie Gary Cohn, Steven Mnuchin und H.R. McMaster Trump als Idioten bezeichnet haben. Das Gleiche gilt für Rex Tillerson. Solche Gerüchte gibt es bei jedem neuen Präsidenten, dessen erstes Jahr immer kontrolliertes Chaos ist. Cohn und Mnuchin begegnen «The Donald» mit Ehrfurcht, da er seit der Wahl ihren Wert und den ihrer Unternehmen verdoppelt hat.

#### «Nicht so schnell»

Ich will nicht bei den von Wolff aufgetischten schmutzigen Details wie Trumps Vorliebe für Naturekt oder Sex mit Frauen seiner Freunde verweilen. Die sind von ihm frei erfunden, weil er weiss: Je saftiger ein Gerücht, desto höher die Auflage. Oder Trump hat sie selbst provoziert, weil er sich gern mit Frauen brüstet, die er noch nie berührt oder überhaupt je

getroffen hat. Die Anti-Trump-Medien haben das alles natürlich mit Begeisterung gefressen.

Es lässt sich nicht bestreiten, dass es in Trumps erstem Jahr als Präsident mehr Lecks und Horrorgeschichten gegeben hat als im ganzen Leben anderer Präsidenten. Er stellt Leute an, die einander hassen, und er hetzt sie gegeneinander auf. Er wird von der Elite an den Küsten und von den Medien gehasst wie

### Trumps baldiger Untergang wurde schon verkündet, bevor er überhaupt das Amt angetreten hat.

kein anderer Präsident, und nach seinen neuesten Erfolgen im Bereich der Wirtschaft und der Einwanderung hat es der Elite gedämmert, dass es «The Donald» vielleicht schaffen könnte. Da kommt ihnen Michael Wolff gerade recht.

Dieser hat sich Folgendes überlegt: «Meine Glaubwürdigkeit wird angezweifelt werden von einem Mann, der wohl weniger Glaubwürdigkeit hat als irgendwer sonst auf Erden. Was also habe ich zu verlieren?» Sein Fehler war es, zu sagen, dieses Buch werde «dieser Präsidentschaft endlich ein Ende bereiten». «Nicht so schnell», sagt Trump. Er hat 44 Millionen Follower auf Twitter, und 62 Millionen Amerikaner haben ihn gewählt. Ein Schlüsselochgucker und Skandalblattschreiberling wie Wolff ist nicht nach ihrem Geschmack.

Trump ist jemand, der auf Messers Schneide steht. Katastrophen und Kontroversen sind immer nur ein Herzschlag entfernt. Seine Präsidentschaft steht im Zeichen

des Melodrams. Ist es das Ende seiner Präsidentschaft? Möglich, aber unwahrscheinlich. Sein baldiger Untergang wurde schon verkündet, bevor er überhaupt das Amt antrat. Wolff wird um die fünf Millionen Dollar verdienen, so dass wir vielleicht noch erleben werden, wie er zum Trump-Fan wird.

Die Presse und das Fernsehen in Amerika tun so, als hielten sie gewisse ethische Standards hoch. Deshalb verachten sie Trumps Ignoranz und intellektuelle Leere. Michael Wolffs Buch bestätigt, was die Medien nicht drucken oder zeigen konnten, weil es ihrer angeblichen Objektivität geschadet hätte. Wolff war an keine journalistischen oder sonstigen Regeln gebunden. Er war der Einzige, der berichtete, was die linken Medien lesen wollten. Mehr ist dazu nicht zu sagen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



## Inside Washington

### 1001 Nacht

#### Wilde Spekulationen in Michael Wolffs «Fire and Fury».

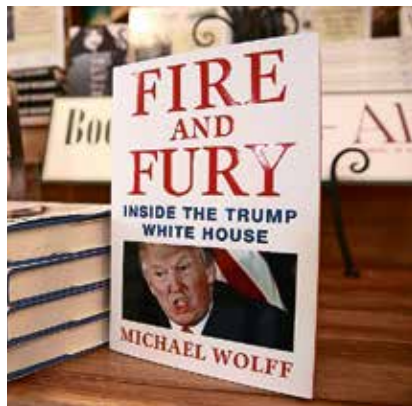
Das neue Enthüllungsbuch des Promi-Schreibers Michael Wolff fegt wie ein Feuersturm durch Washington. Dieser Polit-Reisser ist bis zum Rand gefüllt mit zweifelhaften Zitaten, unwahrscheinlichen Begebenheiten und wilden Spekulationen. Daher wird er genau unter die Lupe genommen.

Der Autor ist bekannt für seinen lockeren Umgang mit Fakten. Ein Journalist merkte an, dass einige Ereignisse in seinen Geschichten «weniger wiedererzählt als erzählt sind – sie entspringen eher Wolffs Einbildungskraft als der tatsächlichen Kenntnis von Ereignissen». Ein früherer Redaktor von Wolff sagt über den Provokateur: «Er ist sehr geschickt darin, den Leser glauben zu machen, dass er Stunden und Tage mit einem Gesprächspartner verbracht hat, derweil er tatsächlich überhaupt nicht mit ihm zusammen war.» Wolff gibt zu, dass er kein einziges der Mitglieder der Trump-Regierung für «Fire and Fury» interviewt hat, denen er böartige Bemerkungen über ihren Boss zuschreibt.

Exklusiv in der *Weltwoche* dementiert John McLaughlin – einer von Trumps Wahlkampf-Demoskopen – kategorisch Wolffs zentrale These, wonach es Trump im besten Falle gleichgültig war, ob er die Wahl gewinnen würde. «Trump hat sich den Hintern aufgerissen, um durch mehr Bundesstaaten zu stürmen, Radiointerviews in Schlüsselstaaten zu geben und noch am Wahltag Videos auf Facebook zu posten. Wir fünf Wahlkampf-Demoskopen, mich eingeschlossen, registrierten immer bessere Zahlen für Trump. Am Sonntag vor dem Wahltag hatten wir eine Konferenzschaltung, um die Umfragen und Analysen durchzusprechen. Brad Parscale war sich sicher, dass wir gewinnen würden. Ich sagte, dass es eng werde, aber dass wir gewinnen würden, wenn wir bei der Wahlbeteiligung vorne lägen.»

Der Rest ist Geschichte – aber eine Geschichte, die man in Wolffs Buch nicht findet.

Amy Holmes



Müll vom Allerfeinsten.

## Personenkontrolle

**Parmelin, Wiedmer, Keller-Sutter, Leuthard, Frey, Eicher, Stucki, Strahm, Levrat, Washington, Balzli, Rickli, Zanetti, McMullen, Zeier, Wettstein Vitali, Schilliger, Winfrey, Trump, Streep, Odom, Graham, Trump, Erdogan, Løkke Rasmussen, Gove**

Guy Parmelin, Löwenbändiger, sorgt für ein gutes Klima unter seinen engsten Mitarbeitern. So begab sich der Verteidigungsminister über die Weihnachtstage auf Safari nach Tansania. Das ostafrikanische Land ist für seinen Naturreichtum bekannt. Das Besondere an dieser Reise war aber nicht etwa die Tatsache, dass Bundesrat Parmelin Löwen aus der Nähe betrachten wollte, sondern dass er mit seinem Kommunikationschef Urs Wiedmer in die Weihnachtsferien verreiste, begleitet von den jeweiligen Partnerinnen. Die Reise sei schon lange geplant gewesen, sagt Wiedmer auf Anfrage. Man habe in Tansania mehrere Naturparks besucht. Dass der SVP-Bundesrat und sein Informationschef ein eingeschworenes Team sind, das wusste man in Bern schon lange. Dass sie inzwischen sogar gemeinsam Ferien verbringen, das ist jetzt aber eine neue Qualität der Zusammenarbeit. (*hmo*)

**Karin Keller-Sutter**, Geheimniskrämerin, gerät in Verdacht, Sympathien für die extreme Linke zu haben. Die als stramm bürgerlich geltende Ständeratspräsidentin aus dem Kanton St. Gallen lässt sich in eine Werbekampagne der linken *Wochenzeitung (Woz)* einspannen. In der düsteren Aufmachung eines Film noir macht sie für die neue App des Blatts Reklame («Jetzt kann man die WOZ auch lesen, ohne dass jemand merkt, dass man die WOZ liest.»). Gegenüber einem irritierten Wähler sagte Keller-Sutter: «Ich werte die Teilnahme als Bekenntnis zur Medienvielfalt in einem Land, in dem die Medienkonzentration erheblich zunimmt. So werden die Verlage NZZ/AZ 2018 gemeinsam vom Bodensee über die Innerschweiz bis in die Nordwestschweiz ihre Regionalblätter mit einem gemeinsamen Mantel versehen.» Was Keller-Sutter nicht sagte: Bis vor kurzem war sie noch Mitglied des NZZ-Verwaltungsrats. Ein Schuft, wer denkt, dass sie mit ihrem *Woz*-Engagement zur Linken das Terrain für ihre eigene Bundesratskandidatur bereitet. (*gut*)

**Doris Leuthard**, Sphinx, lässt sich nicht anmerken, ob sie, wie allgemein erwartet wird, in die



*Aus dem Schlaf gerissen:* Oprah Winfrey.



*Film noir:* Karin Keller-Sutter.

sem Jahr zurücktritt. Dafür geht ihr langjähriger Mitarbeiter und Redenschreiber, der frühere Bundeshausredaktor der *Aargauer Zeitung*, **Peter Frey**, jetzt in Pension. In rund zwei Monaten ist für ihn «Ende Feuer». Die Stelle wird neu mit der 49-jährigen Radiojournalistin **Géraldine Eicher** besetzt. Eicher leitete zuletzt die Inlandredaktion von Radio SRF und ist die Partnerin von **Mark Stucki**, dem Informationschef der Parlamentsdienste. (*hmo*)

**Rudolf Strahm**, Freigeist, stellt sich wieder einmal quer zu seiner Partei, der SP. Während Präsident **Christian Levrat** dem Druck aus Brüssel eilfertig nachgeben und das institutionelle Rahmenabkommen mit der EU lieber heute als morgen abschliessen möchte, ruft der frühere SP-Nationalrat Strahm im *Tages-Anzeiger* in Erinnerung, dass es auch aus linker Sicht rote Linien gibt, nämlich die flankierenden Massnahmen zum Schutz von Schweizer Arbeitnehmern und Betrieben. Diese Massnahmen seien im Visier von Brüssel. «Dahinter stehen knallharte ausländische Interessen, um das Lohnniveau in der Schweiz mit ungehindertem Marktzugang und tieferen Löhnen unterbieten zu können», schreibt Strahm. Gleichzeitig liest der ehemalige Preisüberwacher auch dem SRF-Radiojournalisten **Oliver Washington** die Leviten, der behauptet hatte, mit dem institutionellen Abkommen würde das Powerplay der EU hinfällig. Das



*Feuer:* Géraldine Eicher.



*Beschleunigung:* Wettstein (l.), Zeier.

Gegenteil sei der Fall, der Schweizer Journalist mache sich zum Sprecher der EU. (*fon*)

**Peter Balzli**, SRF-Reporter, polemisiert via Twitter gegen **Natalie Rickli**. Auf die Feststellung der SVP-Nationalrätin, es brauche im Zeitalter der Digitalisierung kein neues gebührenfinanziertes Internetportal der SRG («definitiv genügend private Anbieter»), ballerte Ost-europa-Korrespondent Balzli los: Er sei «sehr gespannt» auf die «Reaktion der SVP und N. Rickli, wenn Al Jazeera oder Russia Today die Sendebewilligung von SRF ersteigert». Der Einwurf befremdete, bezog sich Ricklis Tweet doch auf die Aktivitäten der SRG im Internet und nicht auf die Sendebewilligung, geschweige denn auf die «No Billag»-Initiative. Nachdem er auf Twitter ein wenig Kontra bekommen hatte, löschte der Journalist nach wenigen Stunden unvermittelt seinen Tweet. Als Begründung gab Balzli an, er sei per E-Mail bedroht worden. (*fsc*)

**Claudio Zanetti**, Fahnenträger, kämpft beherzt für ein makelloses Image der Schweiz. Ende Dezember nahm er – so weit, so gewöhnlich – an einem Empfang zur Begrüssung des neuen US-Botschafters **Ed McMullen** in einem Zürcher Privatklub teil. Beim Eingang blitzte eine nagelneue US-Flagge in kräftigen Farben neben einer – o Schreck! – völlig vergilbten Schweizer Fahne. Zanetti kämpfte sich kurzerhand durch das vorweihnachtliche Shopping-Getümmel

der Bahnhofstrasse und kaufte irgendwo eine neue Landesflagge. Kurz bevor der neue US-Botschafter aufkreuzte, war das Malheur behoben, und die Schweizer Fahne konnte mit der amerikanischen um die Wette strahlen. (fsc)

**Maurus Zeier**, freisinnige Nachwuchshoffnung, erfährt eine unerwartete politische Beschleunigung. Der ehemalige Präsident der Jungfreisinnigen Schweiz («Freier mit Zeier!») rückt in den Zuger Kantonsrat nach, weil sich sein Parteifreund **Daniel Wettstein** zum Rücktritt entschieden hat. Nachdem die FDP Luzern den heute 27-jährigen Jungpolitiker bei der letzten Nationalratswahl erfolglos auf dem ersten Listenplatz portiert hatte – die Wähler entschieden sich dann doch für die bisherigen **Albert Vitali** und **Peter Schilliger** –, sah es einige Zeit so aus, als ziehe sich Zeier aus der Politik zurück. Jetzt ist er wieder da. (fsc)

**Oprah Winfrey**, Star der Golden Globe Awards, ist Amerikas berühmteste Fernsehpersönlichkeit. Und mit ihrer eindrucksvollen Rede über Gleichberechtigung riss sie das Publikum aus dem Schlaf: «Allzu lange sind Frauen nicht gehört geworden, oder man hat ihnen nicht geglaubt, wenn sie es wagten, der Macht «jener» Männer mit der Wahrheit entgegenzutreten. Jetzt ist die Zeit dieser Männer vorbei. Ihre Zeit ist vorbei.» Die Reaktion kam prompt. Die Celebrities, die Promis, waren, wie immer, wenn es etwas Populäres zu twittern gibt, zur Stelle. Als eine der Ersten kam Präsidententochter **Ivanka Trump** aus den Startlöchern: «*Empowering* und inspirierende Rede. Lasst uns alle zusammenkommen, Männer und Frauen, und sagen: «Die Zeit ist vorbei!»» **Meryl Streep**, nicht faul: «Ich will, dass sie für die Präsidentschaft kandidiert!» Der Schauspieler **Leslie Odom Jr.**, seit dem Musical «Hamilton» ein Idol: «*She is running*. Ein neuer Tag ist angebrochen.» Vielleicht. Die schwarze Diva selber zielt sich noch. Ihr langjähriger Partner, **Stedman Graham**, ist weniger zurückhaltend: «Ob sie Präsidentin wird, ist Sache der Leute. Sie würde es absolut tun.» Viele Demokraten sehen in Oprah die Hoffnung für 2020. Fast ebenso viele halten das Ganze für eine Bieridee. Nach Trump noch einmal eine Showbusiness-Persönlichkeit ohne politische Erfahrung! Nein! Doch warum nicht? Einer der in solchen Dingen mittlerweile Bescheid weiss, wurde 1999 gefragt, wen er sich, wäre er Präsident, als Vize wünschte. Ohne zu zögern, antwortete **Donald Trump**: «Oprah. Meine erste Wahl. Sie ist populär, brillant, fantastisch, wunderbar!» (hpb)

**Recep Tayyip Erdogan**, Neo-Sultan, hat in die Geschichte gegriffen, um den Vereinigten Arabischen Emiraten zu zürnen. Die Strasse, in der deren Botschaft in Ankara liegt, heisst ab sofort Fahreddin Pasa Sokagi – benannt nach dem letzten osmanischen Gouverneur der heiligen Stadt Medina. Der Pascha war zuvor vom Emirate-

## Nachruf

**France Gall (1947–2018)** — Als ich diese freche Mädchenstimme zum ersten Mal gegen die Big Band ankrähen hörte, war ich erst elf und hin und weg, erst recht, als ich sie dann in einem Rückblick auf den Eurovisions-Contest sah, den sie mit «Poupée de cire, poupée de son» 1965 gewann.

Ähnlich vergnügt die deutsche Version, die die kleine Pariserin nachschob, «Das war eine schöne Party», ohne die Doppelbedeutungen und die Anspielungen auf Lolita-Sex, die der hoffnungslos verschweinte Serge Gainsbourg ihr mit noch einem weiteren Song auf den zierlichen Mädchenleib schrieb. Als ihr die unterschwellige Bedeutung von «Les Sucettes» («Die Lutscher») erklärt wurde, traute sie sich vor Scham tagelang nicht mehr aus ihrem Zimmer und weinte.

Sie zog nach Deutschland und brachte den niedrigsten Quatsch zum Leuchten: Nach einer Melodie von Chico Buarques «A Banda» sang sie «Zwei Apfelsinen im Haar». Der Song brachte ihre eine Goldene Schallplatte 1968, in dem Jahr also, in dem die Beatles mit ihrer BBC-Live-Schaltung rund um den Globus «All You Need Is Love» hinausposaunten, tatsächlich zu den Anfangsklängen der Marseillaise, und die ganze Welt für die Liebe, die grenzenlose, eroberten.

Danach ging es weiter mit «Ein biisschön Göööthe, ein bischen Bonapartööö», was ich zur grenzenlosen Begeisterung meiner Freunde samt *accent* im Klassenzimmer vortrug; den meine pubertären Sinne verwirrenden Mini deutete ich nur an.

Dann verlor ich sie aus den Augen, bis sie mich in den achtziger Jahren mit «Ella,



Die Göre als Künstlerin: France Gall.

elle l'a» zurückholte, dieser rockjazzigen Wahnsinnshommage an Ella Fitzgerald. Und dann das reife Meisterwerk «La Mamma», gemeinsam mit Charles Aznavour 1997, über den Tod ihrer Mutter, was für ein Abschied! Und der Tod blieb ihr Thema, so viel Trauer, sie verlor früh ihren Ehemann, dann ihre Tochter, sie kämpfte gegen ihren Brustkrebs jahrelang – bis das kleine, fröhliche und schliesslich gebrochene Vogelherz aufhörte zu schlagen.

France Gall, ich vermisse dich.  
Matthias Matussek

Aussenminister als Dieb bezeichnet worden. Nun steht sein Name auf den Briefköpfen der Vertretung. (ky)

**Lars Løkke Rasmussen**, Staatsmann, hätte vermutlich den Preis für die bemerkenswerteste Neujahrsrede eines europäischen Spitzenpolitikers verdient. Der dänische Premierminister (von der liberalkonservativen Venstre-Partei) kündigte mit eindringlichen Worten eine Umkehr in der Migrationspolitik an. Zwar gehe es Dänemark insgesamt gut, aber «es tauchen Risse auf unserer Landkarte auf». Heute gebe es Orte in seinem Land, da «werden junge Leute gezwungen, jemanden zu heiraten, den sie nicht lieben». Die «Gettos» würden «ihre Tentakel in die Strassen ausdehnen, wo kriminelle Gangs für Unsicherheit sorgen». Der Grund für die Missstände sei in den «Jahrzehnten lascher Ein-

wanderungspolitik» zu suchen. «Wir haben mehr Leute nach Dänemark gelassen, als wir integrieren können.» Die Schlussfolgerung: Der Zustrom von Einwanderern müsse begrenzt werden, syrische Flüchtlinge müssten zurück, «sobald es die Lage erlaubt». Und: «Wir müssen uns das Ziel setzen, die Gettos zu eliminieren.» Dafür müsse mancherorts der «Zement aufgebrochen» und müssten «Gebäude zerstört werden». Das sind neue Töne aus Dänemark. (fsc)

**Michael Gove**, Umweltkonvertit, hat künftig alle Tassen im Schrank. Der britische Umweltminister wurde auf dem Weg zur Downing Street erstmals mit einer Mehrwegtasse statt einem Plastikbecher gesichtet. Höchste Zeit, denn Gove hat von Amts wegen den 2,5 Milliarden Wegwerftassen pro Jahr den Kampf angesagt. Detail am Rande: Die neue Tasse war sogar grün. (ky)



Unterwegs ins gelobte Land.

## Frauen und Männer

# Die Zukunft wird männlicher denn je

Von *Linus Reichlin* — Der radikale Feminismus hat die Welt nicht weiblicher gemacht, im Gegenteil: Nur wer männlich ist, darf noch Mensch sein. Das gilt auch für die Frauen.

Im Film «My Fair Lady» von 1964 singt Rex Harrison aus Verzweiflung darüber, dass er die Gedanken und Gefühle der Blumenverkäuferin Eliza Doolittle nicht versteht: «Why can't a woman be more like a man?» In jener Zeit haben sich viele Frauen ähnliche Gedanken gemacht, zum Beispiel meine Tante Vera. Sie entwickelte sich, vom Rest der Familie unbemerkt, zu einer hartgesottenen Feministin, die eines Tages an Heiligabend überraschend mit einer Kurzhaarfrisur, in engen Männerhosen und in Herrenschuhen vor dem Christbaum stand und sagte: «Ich werde dieses Jahr nicht mitsingen.»

Diesen Traditionsbruch hätte meine Familie verstanden, wenn Tante Vera sich als Lesbin geoutet hätte, das hätte man wenigstens noch unter dem Begriff «schwarzes Schaf» einordnen können. Aber sie war nicht lesbisch. Im Gegenteil lebte sie kurz darauf mit zwei Männern in einer WG in St. Gallen, die von den Nachbarn «Vogelhüüsl» genannt wurde oder

weniger diskret «Chüngelstall». Was uns alle so schockierte, war, dass Tante Vera eine normale Frau war, die alles tun dürfen wollte, was ein Mann tun durfte. Und einiges von dem, was eine Frau tun durfte, wollte sie nicht mehr tun und nannte es Stereotype. Heute glaube ich, dass ihre Veränderung uns deshalb so schockierte, weil wir irgendwie spürten, dass sie auf dem Holzweg war.

### Denkfehler rächen sich immer

Heute würde ich sagen: Tante Vera machte einen Denkfehler, und zwar denselben wie Barbara Broccoli. Die Broccoli ist die Produzentin der James-Bond-Reihe, und in einem Interview erwähnte sie kürzlich die Möglichkeit, dass der nächste James Bond eine Frau sein werde. Das würde Tante Vera gefallen, wenn sie nicht 1995 beim Versuch, sich in einer Klinik in Bombay eine Prostata einpflanzen zu lassen, verstorben wäre. Mich als alten weissen

Mann schockiert Broccolis Ankündigung nicht mehr: Ich habe mir zu lange auf Netflix, Amazon und HBO Serien angeschaut, in denen die Helden junge Germanistikstudentinnen sind, die je nach Genre mit dem Maschinengewehr oder der Wikingeraxt eins neunzig grosse Männer abschlachten. Um bei «Vikings» zu bleiben: In dieser Serie tummeln sich auf den Schlachtfeldern mehr Frauen als in einem Yogakurs. Sie tragen aufreizende Brustrüstungen und führen Tante Veras Kampf für die totale physische Gleichberechtigung mit einer Brutalität weiter, die, wenn sie von Frauen ausgeübt wird, als Tugend gilt. In fast jedem zeitgenössischen Blockbuster-Film muss man sich sogenannte Rambolitas ansehen, die all das tun, was früher Männer getan haben. Sie schreien, sie fluchen, sie schneiden Hälse durch – nur furzen habe ich bisher noch keine gehört. Aber das wird noch kommen. Denn die Rambolitas glauben wie Tante Vera,



dass die Gleichberechtigung erst dann erreicht ist, wenn alles Weibliche ausgemerzt ist. In diesen Filmen sehen wir nicht Frauen, die wie Männer handeln, sondern wir sehen Frauen, die nicht wie Frauen handeln. In «Star Wars – Die letzten Jedi» könnte man die Rolle der jungen Rey ohne die geringste Skriptänderung mit einem Mann besetzen – der Zuschauer könnte keinen Unterschied feststellen. Das Weibliche reduziert sich bei Rey vollkommen auf ihren Körper – das ist nicht gerade das, was Feministinnen sich wünschen. Aber Denkfehler rächen sich immer, und so unterscheiden

## Das Männliche hat sich im Zuge der «Befreiung der Frau» auf der ganzen Linie durchgesetzt.

sich diese heldenhaften, maskulin handelnden Frauen nur noch durch ihre Titten von Sylvester Stallone und nicht durch die Art, wie sie denken, reden und fühlen. Sie haben exakt dieselben Wünsche wie Männer, sind ebenso ehrgeizig, ebenso kaltschnäuzig, und sie interessieren sich für dieselben Dinge wie Männer, denn es wäre irritierend, wenn sie nach einem Feuergefecht sagen würden: «So, und jetzt möchte ich ein Kind!» Das Männliche hat sich also im Zuge der «Befreiung der Frau» auf der ganzen Linie durchgesetzt.

### Doppelt so gut wie die Männer

Im realen Leben müssen die Frauen dank Tante Vera und den Rambolitas nun gleich zwei schwierige Anforderungen erfüllen: Sie dürfen keine «stereotypen» weiblichen Eigenschaften mehr haben, und sie müssen alles doppelt so gut machen wie die Männer. Wie sollten sie da noch gelassen und heiter sein! Wenn ihnen bei der Firmenweihnachtsfeier ein eigentlich ganz netter, aber betrunkenere Kollege die Hand aufs Knie legt, finden sie das gar nicht so schlimm, aber weil sie kein altmodisches Lieschen sein wollen, treten sie auf Twitter trotzdem einen Shitstorm wegen sexueller Belästigung los. Wenn ihnen ein Mann die Wagentür aufhält, schämen sie sich ein bisschen dafür, dass ihnen das gefällt. Und es ist keine Befreiung von der Befreiung in Sicht! Niemand will natürlich in die Zeiten von «My Fair Lady» zurück. Aber eigentlich ist in der Mann-Frau-Sache auch niemand so richtig mit der Gegenwart glücklich, ausser den Paartherapeuten, Beziehung-coaches, Sexualberatern und Barbara Broccoli. Letztere kann nur gewinnen: Wenn der Zeitgeist sich ändern sollte und die Leute keine Frauen mit Panzerfäusten mehr auf der Leinwand sehen wollen, kann sie die Rolle des Bond auch mit einem Roboter besetzen – das ist vielleicht sowieso die Zukunft.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und *Weltwoche*-Kolumnist. Er lebt in Berlin.

# Wenn Penisse Politik machen

Von Regula Stämpfli

Erinnern Sie sich noch an Geri-Gate? SRF brachte im Sommer 2014 eine 24-stündige Totalberichterstattung inklusive Extra-«Club» zu den angeblichen Sex-Chats des links-grünen Politikers Geri Müller. 2016 wurde die damalige Chat-Partnerin verurteilt, im Moment läuft in dieser Angelegenheit noch ein weiteres Strafverfahren.

Alles in allem eine sprichwörtlich unappetitliche Geschichte, die ich mit «Wenn Penisse sprechen, verstummt die Demokratie», auf den Punkt brachte. Denn Geri Müllers Penis gestaltet keine künftige Politik. Das schweizerisch-chinesische Freihandelsabkommen, das auch im Sommer 2014 verhandelt wurde, indessen schon. Dazu gab es aber weder eine Live-Berichterstattung noch einen «Club», noch eine «Arena».

### Leere Hoffnungen und Lügen

«Geri-Gate» sagte eigentlich alles über den Niedergang des Qualitätsjournalismus. Wenn die privaten Eigenschaften eines Politikers oder einer Politikerin höher gewertet werden als deren tatsächliche Politiken, verkommt in einer Demokratie alles zu Fake-News. Bestes *Journi*-Märchen: Der Abschied von Barack Obama und das Kommen von Donald Trump. Hier das fleissige, brave Mädchen, das mit Gold übergossen wird

(Heilsbringer Obama), dort das faule, böse Mädchen – mediales Pech inklusive (Sexist Trump). Die Mechanismen, die Obama feiern und Trump medial vernichten wollen, sind aber ähnlich demokratienschädigend.

«Change» und «hope» klingen in linken Ohren besser als «Make America great again». Slogan bleibt indessen Slogan. Obamas Reden waren nachhaltig, sein Freihandelsabkommen aber eine einzige ökologische Katastrophe. Obama blieb bis zum Schluss ein Meister rhetorischer Gesinnungs-PR. Klar: Trumps Tweets zeugen oft von abgründiger Dummheit. Doch letztlich entscheiden die Taten – wie Trumps Nein zum Freihandelsabkommen TTIP –, nicht die Worte oder gar der Stil.

Obama machte leere Hoffnungen, Trump lügt vielleicht. Beides ist irrelevant. Ebenso wie die sexuellen Präferenzen von Obama oder Trump erst dann wichtig werden, wenn sie in Gesetze münden. Demokratie lebt nicht vom Stil, von Worthülsen oder Versprechungen, sondern von der politischen Praxis. Ich habe es als Bürgerin satt, via Medien ständig unter der Gürtellinie informiert zu werden.

Regula Stämpfli ist Politologin und Autorin. Sie lebt in Bern.

# Romantik siegt

Von Beatrice Schlag

Das Wort gibt es tatsächlich: die Nicht-Beziehung als Alternative zur alten Zweierkiste. Zwar tut man weitgehend dasselbe wie früher, als häufiges Zusammensein noch Beziehung hiess. Man redet und schläft miteinander, geht gemeinsam aus, lernt die Freunde des andern kennen und freut sich auf das nächste Wiedersehen. Man lässt im Bad des andern sogar eine Dose Rasierschaum oder eine Packung Abschminktücher liegen. Mehr allerdings nicht. Vor allem aber verliert man kein Wort über das, was sich da zwischenmenschlich gerade abspielt. Von gemeinsamen Zukunftsplänen nicht zu reden. Die Nicht-Beziehung soll frei sein von emotionalem Gepäck. Die Ming-

les, amerikanischer Wortmix aus «mixed» und «Singles», wollen sich alle Optionen offenhalten.

Früher brachen Mingles, die damals noch nicht so hiessen, den Frauen das Herz. Denn es waren vorwiegend Männer, die sich nicht durchringen konnten, die Frau, mit der sie seit Monaten oder Jahren weit mehr als eine Affäre hatten, als «meine Freundin» vorzustellen. Im letzten Jahrzehnt sind die Mingles Millionen geworden und sind fast genauso oft weiblich wie männlich. Therapeuten und Soziologen beugen sich besorgt über das Phänomen, das weder Nähe noch Verbindlichkeit vorsieht. Den jungen Menschen, sagen sie, sei

»» Fortsetzung auf Seite 18

der Wunsch nach romantischer Liebe keineswegs abhandengekommen. Aber der wachsende Individualismus und Egoismus der Gesellschaft, das unablässige Streben nach Selbstoptimierung führten dazu, dass Mingles sich trotz Beziehung – oder eben Nicht-Beziehung – frei fühlen wollen. Denn irgendwo da draussen könnte ja ein noch süsserer Honigtopf zu finden sein. Die Liebesfachleute begrüssen Nicht-Beziehungen allenfalls für frisch Getrennte und entsprechend Ange-

---

## In unserem verkachelten Mann-Frau-Verhältnis täte uns eine Ruhepause gut.

---

schlagene, die sich amüsieren wollen, ohne gleich das nächste Desaster zu riskieren. Alle anderen, sagen sie, sollten Liebe und Nähe wagen, mit allen Tiefen, die diese mit sich bringen.

### Gesunde Auszeit vom Stressfaktor Liebe

Warum eigentlich? Könnte es nicht sein, dass eine Ruhepause guttäte in unserem verkachelten Mann-Frau-Verhältnis? Wieso wird bei den Liebesplädoyers der Experten die Scheidungsrate souverän ignoriert, die seit Jahren zwischen vierzig und fünfzig Prozent liegt? Von all denen nicht zu reden, die trotz unglücklicher Ehe aus Gewohnheit oder aus finanziellen Gründen zusammenbleiben.

In den letzten Jahrzehnten hat sich rasant viel im Verhältnis zwischen Männern und Frauen verändert. Beide Geschlechter haben es im Schnitt nicht besonders gut verkraftet. Frauen wackeln zwischen Opferrolle, Überlegenheitsgefühlen Männern gegenüber und wütender Enttäuschung, dass alles so langsam vorwärtsgeht. Männer müssen nicht mehr Ernährer und Entscheider sein, dank Samenbank nicht einmal mehr Zeuger, was sie selten als Erleichterung, sondern meist als Amputation der ihnen zustehenden Aufgabe empfinden.

#MeToo tritt gerade eine kulturelle Grundwelle los, die Männer, die weder Vergewaltiger noch Belästiger sind, also die grosse Mehrheit, so ratlos wie zornig macht. Darf man Frauen denn noch ein freundliches Kompliment machen? Oder wird nun auch jedes nicht strafbare Verhalten, das entfernt mit Erotik zu tun haben könnte, bis zur Sterilität reglementiert? Worauf die Frauen sagen: «Hä? Habt ihr gar nicht begriffen, wie mies bisher unsere Chancen waren, uns gegen männliche Übergriffe zu wehren?» Wie gesagt, es ist reichlich verkachelt. Vielleicht lassen uns Nicht-Beziehungen eine Weile durchatmen, bevor wir uns, hoffentlich entspannter, wieder in den Wildbach Liebe wagen. ○



*Der Wert des Mannes bemisst sich an seinem Einkommen.*

---

## Feministisch lieben

---

Die Zukunft zwischen Mann und Frau? Ist hoffentlich nicht weiblich. Aber weiblicher, steht zu hoffen. Von Claudia Schumacher

«Ich bin Feministin»: Den Satz habe ich vor ein paar Monaten das erste Mal gesagt. Ging mir schwer über die Lippen, hat ein wenig geschmerzt, aber danach: grosse Freude. Und jetzt meine ich es so ernst, dass ich sogar mit einem Feministen unter einer Decke stecke. Vom Saulus zum Paulus quasi, nur heisst der neue Mann anders. Warum die dramatische Wandlung? Weil sie richtig ist und längst überfällig war. «We Should All Be Feminists»: Da hat die nigerianische Autorin Chimamanda Ngozi Adichie recht. Und auch die Italienerin Maria Grazia Chiuri, die erste weibliche Chefdesignerin im Hause Dior, die Adichies Forderung auf T-Shirts druckte.

### Die Königin beschützt den König

Feministen sind Menschen, die wollen, dass Frauen über ihre Identität, ihre Sexualität und ihre reproduktiven Organe selber bestimmen können. Die wollen, dass Frauen für gleiche Arbeit gleichen Lohn erhalten und Familie und Karriere unter einen Hut bekommen. Feministen sind Frauen und Männer, die sich wünschen, dass auch Väter eine gute, liebevolle Beziehung zu ihren Kindern entwickeln. Und die wollen, dass diese Kinder im Schulunterricht nicht mehr aufgrund ihres Geschlechts in diesem oder jenem Fach abgeschrieben werden. Feministen möchten, dass Männer und Frauen sich in Beziehungen auf Augenhöhe erkennen. Und irgendwie bezweifle ich, dass Liebe auf anderem Weg möglich ist. In vielen Ländern der Welt wollen Feministen vor allem,

dass Frauen überhaupt eine Bildung, Bewegungsfreiheit, Arbeit und ein eigenes Einkommen erhalten. Afrikanische Feministen wollen, dass ihre Töchter – sofern diese zur Schule gehen dürfen – nicht zwölf Wochen pro Jahr aufgrund ihrer Menstruation im Unterricht fehlen müssen. Und indische Feministen kämpfen noch nicht gegen sexuelle Belästigung, sondern dagegen, dass Frauen ungehindert und straffrei vergewaltigt werden dürfen. In vielen Ländern wollen Feministen auch einfach nicht, dass Frauen umgebracht werden, weil diese in den Augen ihrer Brüder oder Väter den falschen Geschmack bei Männern haben. Oder noch banaler: bei Kleidern.

Der Feminismus im Westen ist weit gekommen. Aber solange grobe Sexisten Weltmächte regieren, Lohnungleichheit besteht und Frauen immer noch wie selbstverständlich den Löwenanteil im Haushalt und bei der Kindererziehung übernehmen, ist die Gleichberechtigung auch bei uns nicht realisiert. Und auch nicht, solange der Wert von Männern allein an ihrer Position auf der Karriereleiter und ihrem Einkommen bemessen wird und Männer sich als Väter in ihren Familien überflüssig fühlen. Die traditionell höhere Selbstmordrate unter Männern liesse sich vielleicht senken, wenn unser Verständnis von Stärke ein klügeres wäre. Und wenn Frauen genug gestärkt wären, nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre Männer einzustehen, wie die Königin im Schach, die den König beschützt, wenn er schwächelt. Warum es

trotzdem dreissig Jahre dauerte, bis ich sagen konnte: «Feministin, das bin auch ich»? Weil ich wie viele nicht alles unterschreiben kann, was unter dem Begriff «Feminismus» firmiert. Mich nervt das, wenn irgendwo steht: «Die Zukunft ist weiblich.» Ich will nicht, dass sie weiblich ist. Sie soll weiblich und männlich sein.

Lange Zeit hatte ich das Gefühl, das Identitätsangebot des Feminismus sei darauf aus,

## Rosa, Blowjobs, High Heels: Auch als Feministin finde ich das alles noch gut.

Frauen zu vermännlichen und alles zu verunglimpfen, was der Vorstellung klassischer Weiblichkeit entspricht. Wie Rosa, Blowjobs, High Heels. Auch als Feministin finde ich das alles noch gut. Und weder mein Feminist noch eine andere Feministin hat sich bisher daran gestört.

Spätestens seit sich Frauen wie Taylor Swift als Feministinnen begreifen, ist das Narrativ vom Feminismus, der Mannsweiber schafft, ohnehin als Gruselmärchen enttarnt. Der Feminismus hat in seiner Amerikanisierung der letzten Jahre eine ordentliche Tracht Rosa verpasst bekommen. Das kann einem fast zu viel werden, diese pinkfarbenen Pussyhats und so. Die frohe Botschaft ist aber, dass der Feminismus heute unter seinem Dach alle Menschen begrüsst, die an der Gleichwertigkeit der Geschlechter und an einer gerechteren Welt interessiert sind. Der alte Vorwurf, Frauen wollten Opfer sein, ist Quatsch. Feministinnen machen sich nicht zum Opfer, wenn sie einfach die ihnen zustehende Hälfte der Welt für sich beanspruchen. Die Männer, die darüber jammern und sich kastriert fühlen, machen sich zu Opfern.

### Sex mit Feministen

Ich glaube als Feministin, dass das Leben aus einem Zusammenspiel von weiblichen und männlichen Kräften besteht. Yin und Yang, weich und hart, Emotion und Ratio. Kann eine Frau in einer Beziehung die Vernunft besitzen, welcher sich der emotionalere Mann beugt? Natürlich. Nicht alles, was Bart trägt, ist innen mit Holz verkleidet. Nicht alles, was auf High Heels daherkommt, ist dominierbar. Ich bin für die Annäherung der Menschen, für ein besseres Verstehen und gelungene Kommunikation. Nicht für Gleichschaltung, sondern für Vielfalt. Das Gesetz der Anziehung wirkt magnetisch: Es beruht auf Gegensätzen. Als Feministin bin ich eine Frau, als Feminist ist mein Freund ein Mann.

Nicht zuletzt kann der Feminismus übrigens zur sexuellen Offenbarung werden. Auch die körperliche Liebe hat es nicht so mit Unterdrückung, Respektlosigkeit, Schubladendenken und Antagonismus. Am Ende der Frauenfeindlichkeit wird der weibliche Orgasmus sehr viel wahrscheinlicher. ○

# Als wir noch einen Stab hatten

Eine Zukunftsvision. Von Markus Theunert

«Wie hiess das Wort, das wir früher benutzten?», fragt Max, während das Lagerfeuer die Tiefe der Furchen um seine Augen preisgibt. Wir schreiben das Jahr 2038. «Ficken, meinst du?», frage ich. «Ja, genau: ficken», sagt er. Wir prusten los. Es ist nicht nur das Wort, das uns erheitert – dieses Klang gewordene Hämmern, das wir damals für Sexualität hielten. Es ist die Komik unserer eigenen Existenz, an die uns dieser verstaubte Begriff gemahnt. Wir liessen die Wogen der bittersüssen Heiterkeit abebben und schauten eine ganze Weile schweigend ins Feuer. Ich hing meinen Erinnerungen nach. Wie ich als junger Mann dachte, der Penis sei ein Werkzeug und nicht ein hochsensibler Organismus mit Seele und Gedächtnis. Ein «Stab» oder ein «Knüppel» oder

ein «Liebesschwert» gar: So sagte man dem. Wie ich Angst hatte, er sei nicht gross genug und bliebe nicht lang hart genug! Diese Enge. Diese Bürde. Dieser Druck. Wie arm unsere Vorstellungen waren – damals, 2018 – und wie dürr und trostlos diese Jagd nach dem blossen Erguss, den wir für einen Orgasmus hielten. Die Lehrjahre waren hart. Als diese «#me too»-Geschichte anfang, meinten viele Männer noch, sie könnten auch das aussitzen. Aber irgendetwas zerbrach da, unwiderruflich. Grenzverletzende alte Säcke waren plötzlich nicht mehr Männer im besten Alter, sondern grenzverletzende alte Säcke. Und wir sahen uns einer nach dem anderen kippen, an-

» Fortsetzung auf Seite 20

## #MeToo von morgen

Absolute Ehrlichkeit befreit. Von Milo Moiré

#MeToo! Auch ich habe mich hochgeschlafen! Nach all den Menschen, die über Belästigungen sprachen, die sie zurückgewiesen hatten, kommt vielleicht das: Über Nacht häufen sich Meldungen von Frauen, vereinzelt auch von Männern, die ihre beruflichen Abkürzungen durchs Bett offenbaren. Sie posaunen heraus, was viele bisher nur im Verborgenen praktizierten, meist voller Scham. Alles wird plötzlich beim Namen genannt.

Im Spiel zwischen den Geschlechtern wird dann unabhängig von der beruflichen Position Verantwortung für die eigenen Taten übernommen. Kein Detail wird ver-

### Wir vertrauen nur noch der Authentizität und verlangen kompromisslose Ehrlichkeit.

schleiert, egal, ob Name, psychische und emotionale Verfassung, Beweggründe oder konkrete sexuelle Handlungen. Wie beispielsweise bei Anne Jagd. Eine junge Frau Mitte zwanzig, die sachlich ihre erotischen Begegnungen während ihres Praktikums mit dem einflussreichen Politiker Peter Dreifuss schildert. In den sozialen Medien erhält sie für ihre Ehrlichkeit Beifall. Oder Johann Klee, ein Anwalt, der sich von seinen zusätzlichen Einnahmen als Gigolo ein Eigenheim finanzieren konnte. Sie werden

für ihren Mut zur Aufklärung nicht sanktioniert, ihre Kompetenz wird dadurch nicht in Frage gestellt. Es kommt sogar der Vergleich zum Sportler auf, der ebenfalls seinen Körper einsetzt, um seine Ziele zu erreichen. «Wie konnte es zu so viel Transparenz kommen?», werden die Menschen sich dann fragen.

Im Zeitalter von Schein und Unsicherheit vertrauen wir vielleicht nur noch der Authentizität und verlangen nach kompromissloser Ehrlichkeit. Es entsteht irgendwie die Hoffnung, dass differenzierte Dialoge ohne Tabus zur gesellschaftlichen Norm werden könnten. Die eigene Ambivalenz wird nachvollziehbarer, wenn nicht annehmbarer. Triebe lassen sich schliesslich nicht einfach organisieren.

Soll ich einen körperlichen Deal eingehen, Sex zum Vergnügen haben oder den Typen klar in die Schranken weisen? Manche finden dadurch Halt in ihrer Geschlechterrolle, weil nicht nur Verführungstechniken, sondern auch Abwehrstrategien rege ausgetauscht werden können. Was wäre, wenn absolute Ehrlichkeit nicht die nächste Empörungswelle, sondern den Befreiungsschlag der Geschlechter anstiesse?

Milo Moiré ist eine Schweizer Performancekünstlerin. Sie lebt in Düsseldorf.

fangs verschämt, später selbstbewusster, irgendwann beseelt. Wie wachgeküsst. Bis wir alle zusammen über die letzten Dinosaurier lachten, die sich «charmant» wähten und nicht merkten, wie alle anderen mit den Augen rollten.

«Stundenlang Atmen üben», reisst mich Max aus meinen Gedanken. «Die Rollenspiele: <Ich bin mein Schwanz>», lache ich. – «Die Slow-Sex-Übungen ... drei Stunden Verkehr ohne Bewegung.» – «Damals gab es auch noch Stau», grin-

se ich. – «Schon verrückt», sinniert Max. «Was sich in zwanzig Jahren verändern kann. Was wir nicht alles getan haben, um unsere Sexualität zu entdecken. Ich kann mich fast besser an die Zeit erinnern, als man im Kino noch rauchen durfte als daran, wie wir Sex für ein Gut hielten, das zu konsumieren unser gutes Recht sei.»

Markus Theunert ist Leiter des Schweizerischen Instituts für Männer- und Geschlechterfragen (SIMG), der Fachstelle des Dachverbands Männer.ch.

## «Weinsteins wird es immer geben»

*Fünf Fragen an Karl Grammer*

**68er, das dritte Geschlecht, #MeToo: Kann sich eine Gesellschaft aus Sicht des Verhaltensforschers allein durch Reden verändern?**

Über Biologie lässt sich nicht streiten: Wir leben als Männer und Frauen. Menschen, die nicht klar in das Schema passen, bilden 2 bis 3 Prozent der Gesamtbevölkerung. Aufgrund dieser überaus kleinen biologischen Minderheit vom Niedergang des Dualismus von Mann und Frau zu reden, ist abgehoben. Wenn Sie kleinen Rhesusaffen Spielzeug geben, greifen die weiblichen Äffchen zu den Affenpüppchen und die männlichen zu motorischen Spielzeugen. Man kann hier schwer argumentieren, dieses Rollenverständnis sei sozial konstruiert. Viele Gender-Forscher begreifen die Grundlagen der Biologie nicht. Die Hardware, die in uns drinsteckt, ist Millionen Jahre alt.

**Aber die Realität der letzten Jahrzehnte zeigt, dass wir nicht ewig auf Veränderung warten müssen nach einer Debatte. Es gibt ja etwa zunehmend Frauen, die Karriere machen, und Männer, die beim Kind sind.**

Klar, es ist natürlich oft nicht alles so binär, wie es aussieht. Es gibt Männer, die eher weiblich denken, und Frauen, die eher männlich denken, und dazu alle Zwischenstufen. In der Entwicklung sind viele Faktoren wichtig, etwa die erste Hormonumwelt während der Schwangerschaft oder das soziale Lernen im Kindesalter. Ich sage auch nicht, dass die gesellschaftlichen Veränderungen, die wir im Westen seit Jahrzehnten erleben, schlecht sind. Man kann auf unterschiedliche Weise Karriere machen, mit eher weiblichen und eher männlichen Stärken. Schwierig finde ich feministische Strömungen, die das Geschlecht an sich nicht anerkennen. Ein nachhaltiger Feminismus, der bewusst die Vorteile ausnutzt, die sich Frauen im Ver-

lauf der Evolution erworben haben, ist meiner Meinung nach sinnvoller. So haben Frauen etwa andere soziale Fähigkeiten, feinere als Männer. Entsprechend benutzen sie andere Führungsstile, die weniger hierarchisch und befehlend und eher vernetzt funktionieren.

**Warum gab es so lange Männer wie Harvey Weinstein?**

Solche Männer gab und gibt es, weil das möglich ist. Testosteron beeinflusst das Denken – für Östrogen wurde das noch nicht nachgewiesen. Wenn manche Männer die Macht zum Missbrauch haben, begehen sie ihn. Menschen, die sich sexuell an anderen Menschen vergreifen: Das ist auch biologisch eine männliche Geschichte. Im Tierreich lässt sich heftiger Sexismus beobachten, der allein von Männchen ausgeht. In der Verhaltensforschung wurde solches Verhalten als «alternative Reproduktionsstrategie» bezeichnet – aber das darf man heute nicht einmal mehr bei Tieren sagen. Aus meiner Sicht werden Männer morgen noch so übergriffig sein wie heute.

**Aber es gibt doch gute, monogame Männer!**

Ja, es gibt alles. Die Frage ist, was die Gesellschaft zur Norm erhebt. Und an diesem Punkt haben die Gesellschaftsdebatten durchaus Macht. Einzelne Weinstein, die sich der Norm widersetzen, wird es trotzdem immer geben.

**Die Gender-Forschung, die Sie kritisieren, ist tendenziell weiblich und politisch links geprägt. In Ihrer Wissenschaft gibt es hingegen vor allem konservative Männer?**

Ideologie sollte man generell aus der Wissenschaft heraushalten – auch wenn mir bewusst ist, dass das auch in meiner nicht ganz der Fall ist.

Karl Grammer ist Verhaltensforscher und Professor an der Universität Wien. Mit ihm sprach Claudia Schumacher.

## Vom Mann zum Männchen

*Bitte nicht. Von Peter Keller*

Vom Mann zum Sitzpinkler. In der Pension «Für dich» im Zürcher Trendquartier Kreis 4 weist ein Piktogramm den männlichen Gast an, sich im gemeinsam genutzten Etagen-WC nur ja brav hinzusetzen. Aus dem stolzen Homo erectus soll ein sich hinkauerndes Etwas werden. Schluss damit! Männer, steht auf! Pinkelt aufrecht und gerne daneben!

Als Studenten waren wir abends ebenfalls im Kreis 4 unterwegs, der damals noch von Strassennutzen und zwielichtigen Gestalten bevölkert wurde. Er war die dreckig-faszinierende Kehrseite des properen Paradeplatz-Zürich. Mittlerweile hat die Dinkel-Laktoseintoleranz-Fraktion das Quartier keimfrei gentrifiziert. Wir kehrten damals gerne bei «Rizzi's» ein, dessen gleichnamiger Besitzer sein Brusthaar stolz zur Schau trug. Im WC waren die Pissoirbecken unten mit einem grünen Plastikgitter ausgelegt. Darauf stand ein weisses Fussballtor. In der Mittel baumelte eine kleine Kugel, die sich rot färbte, wenn Mann sie anpinkelte. Tooor!

### Austreibung männlichen Verhaltens

Jenseits der humorigen Betrachtung bleibt die grundsätzliche Diagnose: Die Entmännlichung der Gesellschaft ist in vollem Gange. Sie hat begonnen mit der Ausmerzungen des maskulinen Sprachgebrauchs: Aus dem Lehrer wurde die Lehrperson, der Fachmann wurde zur aseptischen Fachkraft kastriert. Die Gendertheorie geht davon aus, dass es keine biologischen Geschlechter mit natürlichen Eigenschaften gibt, sondern dass Mann und Frau soziale Konstruktionen sind. In der Gender-Praxis geht es allerdings vor allem um die Austreibung männlichen Verhaltens.

Auch die momentane Sexismusdebatte zielt auf die Negierung der männlichen Sexualität. Es geht hier nicht um die Verteidigung des Grabschers oder die Verniedlichung des Machtmissbrauchs. Aber die Annäherung an das andere Geschlecht ist immer mit einer zeitweiligen Grenzüberschreitung verbunden. Würde jedes erste Nein der Frau zum sofortigen Rückzug des Mannes führen, wäre ich nie geboren worden. Die Andersartigkeit der Geschlechter stellt ihre Gleichwertigkeit nicht in Frage. Das Männchen ist keine Alternative zum Mann.

Peter Keller ist Nationalrat (SVP).



Triumph der Romantik.

## Freiwild und Weicheier

Mit der Natur lässt sich nicht verhandeln. Von Cora Stephan

In einem deutschen Nachrichtenmagazin heisst es jubelnd: «Die alte, bipolare Welt, in der Männer noch Männer waren und Frauen nur Frauen, ist vorbei – und was heutzutage «normal» ist, muss neu verhandelt werden.»

Schade, dass sich mit der Natur nicht verhandeln lässt, die das mit der «Geschlechterpolarität» angerichtet hat. Auch Menschen,

die noch nicht so verfeinert sind wie deutsche Grossstadtbewohner, die was mit Medien machen, lassen ungern mit sich verhandeln: Für viele neuerdings Eingewanderte mit dem entsprechenden «Hintergrund» ist eine Frau, die sich lose bekleidet und sich ohne männliche Begleitung auf der Strasse aufhält, Freiwild – und die Brüder, Männer, Väter, die

diese Frauen nicht beschützen (können), Weicheier.

Jede Attacke auf eine Frau zielt auch auf die Demütigung des (deutschen, westeuropäischen, metropolitanen) Manns. Ob der das schon gemerkt hat?

Es ist das alte Lied: Der Vorteil liegt, ganz wie im Krieg, stets bei jenen, die die Regeln brechen. So siegte Napoleon.

### Angriff des Archaischen

Klar, ich mag sie irgendwie auch, die total fluiden Männer mit den Wollmützen auf dem Kopf und dem Baby vor dem Bauch. Ich fürchte nur, dass dieses Rollenmodell dem Angriff des Archaischen nicht lange standhalten wird.

Ganz offenbar blieben deutsche Frauen 2017 zu Silvester in grosser Zahl zu Hause. Ist ja nur vernünftig – und zugleich die Bestätigung des Gesellschaftsbilds der Angreifer: Sie gehört ins Verborgene und ins Haus, die Frau.

«Dekadenz» nennt man, wenn eine Gesellschaft vergisst, dass ihre Sitten und Gebräuche vom Wohlwollen (oder von der Ignoranz) aller anderen abhängen (oder von fest geschlossenen Grenzen). Die «Barbaren» stehen wie so häufig in der Geschichte vor der Tür (nein, das ist keine rassistische Beleidigung), lachen über die sittliche Verfeinerung und bringen Archaisches ins Spiel: Männer rauben Frauen, wenn Männer sie nicht beschützen (können).

Was bleibt? Die fluide Metropolenfrau lernt heutzutage besser Krav Maga, als sich auf den fluiden Mann zu verlassen.

Cora Stephan lebt als Publizistin und Schriftstellerin in Oberhessen und Südfrankreich. Ihr jüngstes Buch, «Ab heute heisse ich Margo», erschien bei Kiepenheuer & Witsch.

## Auf Augenhöhe

Nach dem Protest kommt die Freude. Von Margit Osterloh

Genies und solche, die sich dafür halten, glauben häufig, gesellschaftliche Normen gälten nur für andere. Einflussreiche Männer sind besonders anfällig dafür. Wer dagegen protestiert, hatte schon immer hohe Kosten. Unverschämtheiten, verbale und physische Übergriffe werden hingenommen, wenn die Karriere auf dem Spiel steht.

Dagegen hilft nicht moralische Entrüstung, sondern Unabhängigkeit durch eine starke Wettbewerbsposition. Das dürfte entscheidend dafür gewesen sein, dass «#me too» heute viel mehr Resonanz findet als 2006, als die Aktivistin Tarana Burke den ersten «me too»-Hashtag lancierte.

Sexuelle Übergriffe kannte auch damals jede aus ihrem Umfeld. Und man empfand das nicht als Kavaliersdelikt. Dennoch schlossen sich kaum Frauen dem öffentlichen Protest an.

Auch wenn wir noch weit von der Chancengleichheit der Geschlechter auf dem Arbeitsmarkt entfernt sind, hat sich die Position der Frauen heute in den reichen Ländern enorm verbessert, vor allem infolge besserer Bildung. Sie hat Frauen aus dem permanenten Zustand der Unterlegenheit befreit. So weisen sie in der Schweiz eine um mehr als 10 Prozent höhere Maturitätsquote als die Männer auf, in einigen Kantonen sogar eine um mehr als 15 Prozent höhere. Bildung stärkt die Wettbewerbsposition, reduziert Abhän-

gigkeit, gibt Selbstbewusstsein und Mut zum Protest – im Beruf wie im Privatleben.

### Eingespielter Umgang

Sicher hat auch die weitere Verbreitung der sozialen Medien seit 2006 die individuellen Kosten des Protestes gegen Machtmissbrauch gesenkt. Frauen merken, dass ihre Erfahrungen nicht singulär sind, und fühlen sich in der Legitimität ihres Anliegens bestärkt. Es ist einfacher, Protest gemeinsam mit Tausenden zu twittern, als persönlich jemanden anzugreifen.

Ein eingespielter Umgang der Geschlechter auf Augenhöhe wird auch bewirken, dass groteske Formen der Political Correctness wieder verschwinden und spielerische Erotik wieder Freude machen darf.

Margit Osterloh ist emeritierte Ökonomie-Professorin an den Universitäten Zürich und Basel.

# Elchtest für die Demokratie

Von Kurt W. Zimmermann — Der grösste Freiheitsraum, den die Menschheit je eroberte, ist die Informationsfreiheit in den sozialen Medien. Sie muss nun verteidigt werden gegen die Politik, der jede Explosion an Freiheit zuwider ist.

Die deutsche Schauspielerin Silvana Heissenberg wurde bekannt mit Krimiserien auf Sat 1 und RTL. Ebenso bekannt wurde sie als heftige Kritikerin der Flüchtlingspolitik von Angela Merkel.

Merkels Neujahrsansprache kommentierte Heissenberg beispielsweise auf Facebook mit einer scharfen Gegenrede: «Sie haben dem deutschen Volk vorsätzlich und gesetzwidrig Terror, Krieg, Armut und Tod durch illegale Asylschmarotzer gebracht.»

Darauf wurde Heissenbergs Account von Facebook gesperrt.

1200 Mitarbeiter arbeiten für Facebook in den beiden deutschen «Löschzentren» in Essen und Berlin. Sie haben die Aufgabe, gesetzwidrige und politisch unkorrekte Posts zu identifizieren und zu löschen. Es sind Zehntausende von Fällen im Jahr.

Seit Anfang Jahr ist Facebooks deutsche Löschrbrigade besonders aktiv. Denn seitdem ist dort das Wortungetüm «Netzwerkdurchsetzungsgesetz» in Kraft. Es soll Hetze, Hass und Fake News in den sozialen Netzwerken verhindern. Wenn Facebook, Twitter, Youtube oder Instagram vermeintlich rechtswidrige Inhalte nicht löschen oder sperren, drohen ihnen Bussen von bis zu fünfzig Millionen Euro.

## Angst vor dem Kontrollverlust

Solche Risiken geht kein Unternehmen ein. Die Betreiber der Social Media greifen darum nun schon beim kleinsten Verdacht zur Schere. Eine freche Bemerkung gegen Angela Merkel genügt – und schon ist die Meinungsfreiheit perdu.

Wir erleben damit eine neue Dimension in der Geschichte der Redefreiheit. Wir erleben ein Rollback.

In demokratischen Staaten war die Zensur seit 1945 abgeschafft. Wenn es Ausnahmen gab, etwa für militärische Geheimnisse, dann war immer der Staat die Zensurinstanz. Der Staat hatte das Zensurmonopol.

Nun ist die Zensur zurück. Mit einem gewichtigen Unterschied allerdings: Der Staat verzichtet auf sein Zensurmonopol. Er delegiert die Zensur stattdessen an börsenkotierte Unternehmen wie Facebook und Twitter.

Das ist selbst für eiserne Liberale nicht akzeptabel. Die Sicherung von Freiheitsrechten, und erst recht die Beschneidung von Freiheitsrechten, kann nicht von der Privatindustrie gemanagt werden. Freiheit kann nicht dem Wettbewerb unterliegen. Sie braucht einen Gesellschaftsvertrag.



*Meinung ist unberechenbar:* Schauspielerin Heissenberg.

Dass es dennoch so weit kam, hat mit dieser unglaublichen Explosion der sozialen Medien zu tun. Sie brachten eine zuvor nie gesehene Informationsfreiheit und eine zuvor ebenso unbekannte Publikationsfreiheit. Das Informationsmonopol der traditionellen Medien ist gebrochen. Jeder einfache Bürger kann erstmals die ganze Welt erreichen, als passiver Nutzer wie als aktiver Kommunikator.

Mit der unfassbaren neuen Freiheit stieg natürlich auch die Freiheit ihres Missbrauchs. Und so erleben wir nun, was immer passiert, wenn eine Freiheit grenzenlos zu werden droht. Dann greift die Politik ein, weil sie den Kontrollverlust über ihre Bürger fürchtet. Politiker freuen sich selten über wachsende Freiheitsräume. Sie fokussieren stattdessen auf den Missbrauch dieser Freiheit und stützen sie zurecht.

Ein besonders absurdes Beispiel erlebte man eben in Deutschland. Die AfD-Abgeordnete Beatrix von Storch ärgerte sich auf Twitter, dass die Kölner Polizei ihre Neujahrsinfos auch auf



*Zu ungehobelt:* AfD-Abgeordnete von Storch.

Arabisch verbreitete. Es war dieselbe Polizei, die bei den sexuellen Übergriffen während der Silvesternacht weggeschaut hatte. «Meinen Sie», fragte von Storch, «die barbarischen, muslimischen, gruppenvergewaltigenden Männerhorden so zu besänftigen?»

Der Twitter-Account der Politikerin wurde gesperrt.

### An der Kette

Nun zog das Satiremagazin *Titanic* nach und juxte über die Notfallnummer der Polizei: «Weshalb verwendet eigentlich die deutsche Polizei arabische Zahlen? Ich wähl doch nicht 110, wenn die Barbarenhorden mich verge-waltigen wollen!»

Der Twitter-Account der Zeitschrift wurde gesperrt.

Justizminister Heiko Maas von der SPD verteidigte das Vorgehen. Politisch disqualifizierende Internetstatements seien nicht Ausdruck der Meinungsfreiheit, sondern Angriffe auf die Meinungsfreiheit anderer.

Eine interessante Argumentation. Herabsetzung der Hamas ist demnach ein Angriff auf die Meinungsfreiheit von Antisemiten.

Gleichzeitig mit der deutschen Regierung sprang auch Frankreichs Präsident auf den Trend zur Informationskontrolle auf. Er kün-



Zuerst das Fussvolk: US-Präsident Trump.

digte Ende Jahr ein neues Gesetz an, das es im Eilverfahren ermöglicht, Nutzerkonten in den Social Media zu schliessen.

Der politische Umgang mit der digitalen Freiheit ist damit so etwas wie ein Elchtest für das Demokratieverständnis einer Nation geworden.

In undemokratischen Ländern wie China und dem Iran werden Social Media lückenlos zensuriert. Chinas «Great Firewall» blockt alles ab, was der eigenen Ideologie widerspricht. Wie gut die Zensur im Iran funktioniert, sah man eben erst. Facebook konnte nie jene mobilisierende Funktion wie bei den Umstürzen in der Ukraine und in Ägypten übernehmen.

In weitgehend demokratischen Ländern wie Deutschland und Frankreich wird die digitale Redefreiheit mittels neuer Gesetze an die Kette gelegt. Die Zensuraufgaben stammen immer aus dem Regierungslager. Denn die Elite fürchtet die rechtskonservative Opposition, die auf Facebook, Twitter und Youtube sehr aktiv ist. In äusserst demokratischen Ländern wie den

USA und der Schweiz unterliegen Social Media keinen spezifischen Überwachungen durch den Staat. Die bestehenden Gesetze, etwa zum Persönlichkeitsschutz, gelten als ausreichend.

Die USA sind allerdings der Sonderfall, an dem man den enormen Wandel dieser Welt durch die sozialen Medien besonders gut sichtbar machen kann. In den USA sind um die 240 Millionen Facebook-User regelmässig aktiv. Das ist ein gewaltiges Heer, wenn man es an der Bevölkerungszahl von 323 Millionen misst. 240 Millionen Amerikaner haben damit Zugriff zum weltweiten Informationspool. Sie können sich selber informieren, und sie können jederzeit selber zu weltweiten Informanten werden.

Diese Demokratisierung gilt ironischerweise auch auf der anderen Seite der Skala. Der höchste Amerikaner und mächtigste Mann der Welt nutzt das Instrumentarium schon fast obsessiv. Das selbsternannte Genie Donald Trump hat inzwischen gegen 37 000 Tweets abgefeuert. Er hat damit die bisherige Medienmechanik des politischen Betriebs auf den Kopf gestellt.

Vor Trump galt die Ordnung, dass ein Staatspräsident zur Kommunikation Pressekonferenzen abhält, Communiqués veröffentlicht und Referate hält. Er erreicht damit zuerst die

---

## Die Schattenseiten muss man doch aushalten können.

---

Journalisten. Über sie sickern dann seine Botschaften hinunter zum Fussvolk.

Seit Trump gilt die Ordnung umgekehrt. Seine Botschaften – ob politisch oder persönlich – erreichen via Twitter zuerst das Fussvolk. Dann gelangen sie hinauf zu den Journalisten.

Es ist dies ein antiautoritäres Konzept. Soziale Medien sind generell antiautoritär. Trump bedient via Twitter als Erstes sein Publikum und nicht, wie seine Vorgänger, als Erstes die Vermittler aus den Medien. Der Verlust dieses Privilegs ist einer der Gründe dafür, warum die Journalisten Trump so sehr hassen – um sich dann leidenschaftlich auf seinen nächsten Tweet zu stürzen.

Facebook, Twitter, Youtube und Instagram haben eine Freiheitsbewegung von unten nach oben ausgelöst. In der Kommunikation haben sie Herrschaftswissen in Gesellschaftswissen überführt. Sie sind für die Medien der bürgerlichen Aufklärung in der Politik vergleichbar.

Das macht die Freiheit in den Social Media so wertvoll, dass man sie nun nicht wieder den Zensoren aus der Politik überlassen darf. Der Schaden, den Social Media anrichten können, ist gering im Vergleich zum politischen Mehrwert, den sie bieten.

Was ist der Schaden? Es gibt Hasstiraden im Netz, Aufrufe zu Gewalt und Terror, Beschimpfungen und Falschinformationen. Das ist die Schattenseite der Redefreiheit. Aber das muss man als Demokrat aushalten können.

Die Redefreiheit wurde 1789 in Frankreich erstmals gesetzlich festgeschrieben. Die Wortwahl der Aufständischen war auch nicht von ausgesuchter Höflichkeit gegenüber dem herrschenden Adel. Redefreiheit hatte schon damals etwas Revolutionäres und Ungehobeltes. Redefreiheit war nie im Salon parfümiert worden.

Redefreiheit ist nicht ohne rhetorischen Missbrauch zu haben. Nur, was ist der Schaden? Die sogenannten Fake News aus Mazedonien, die den US-Wahlkampf beeinflusst haben sollen, sind zum Histörchen geschrumpft. Bei der Social-Media-Strategie des Kremls deutet manches darauf hin, dass viel heisse Luft verpuffen wird. Und all die rassistischen Interneteinträge, die in Deutschland als «Volksverhetzung» gezeigelt wurden? Das deutsche Volk wirkt eher unverhetzt.

Den meisten Politikern, stets auf der Suche nach weiteren Regulativen, ist trotz dieser wenig bedrohlichen Faktenlage die neue, digitale Meinungsfreiheit nicht geheuer. Denn Meinungsfreiheit hat immer etwas Anarchistisches. Sie ist unberechenbar.

So ruft die Politik im Netz nun nach Zensur und noch mehr Zensur. Die Politik argumentiert, damit würde das Netz der Presse gleichgestellt. Auch in Zeitungsspalten seien keine hasserefüllten oder irreführenden Aussagen zulässig.

Das ist reiner Humbug. In einer Zeitung darf in Interviews oder Kolumnen jeder behaupten, Donald Trump sei ein geisteskranker Terrorist und Angela Merkel eine vorsätzliche Verbrecherin. Das wird problemlos gedruckt, weil es eine freie Meinungsäusserung ist, für die der Sprechende letztlich die Verantwortung trägt.

Im Internet ist es umgekehrt. Wer behauptet, Donald Trump sei ein geisteskranker Terrorist und Angela Merkel eine vorsätzliche Verbrecherin, der wird blockiert und sein Account gesperrt. Die Verantwortung liegt jetzt beim Vermittler, nicht beim Verursacher.

### Das Risiko

Und damit wären wir zurück bei der deutschen Schauspielerin Silvana Heissenberg. Sie hat sich in diversen Interviews sehr abfällig zu Merksels Flüchtlingspolitik geäussert. Das wurde unzensuriert abgedruckt. RTL und Sat 1 haben ihr darauf mitgeteilt, sie werde nicht mehr beschäftigt. Sie hat seitdem quasi Berufsverbot.

Das ist in einer offenen Gesellschaft absolut in Ordnung. Wer sich politisch nonkonform verhält, der muss die persönlichen Konsequenzen tragen. Das ist das Risiko der Freiheit. Es ist das Risiko, zu sagen, was man denkt.

Als Heissenberg dann ihre Meinung auf Facebook wiederholte, wurde ihr Account gesperrt. Sie durfte nicht mehr sagen, was sie denkt.

In den Social Media geht man das Risiko der persönlichen Freiheit nicht mehr ein. Das sollten wir uns nicht gefallen lassen.

Mehr zum Thema: Seite 49

## Ein gekränkter Intellektueller

Von Christoph Mörgeli

Der Schriftsteller Jonas Lüscher erklärte am Samstag dem *Tages-Anzeiger*: «Das ist es doch, was die Schweiz in ihrem Kern ausmacht: der gut ausgebaute Sozialstaat.» Die Schweiz sei immer dann ein Erfolgsmodell gewesen, wenn man sozialstaatlich reguliert habe. Wahr ist das Gegenteil: Innovationen und Wohlstand gibt's nur bei möglichst viel unternehmerischem Freiraum und möglichst wenig Regulierungen.

Die beste, erfolgreichste Schweiz bekämen wir laut Jonas Lüscher, wenn alle ihre Arbeit sofort niederlegten. Und beim Sozialamt ihr Sozialgeld abholten. Lüschers sozialstaatliche Kernschweiz käme problemlos ohne Firmen, Gewerbebetriebe und Arbeitsstellen aus. Wer die Kosten dieser Idealschweiz trägt, braucht Lüscher nicht zu kümmern. Er hat eben den mit 30 000 Franken dotierten Schweizer Buchpreis eingestrichen.

Jonas Lüschers Karriere begann mit dem Berner Primarlehrerpatent. Berner Primarlehrer enden in der Regel als Schriftsteller. Beim Institut Technik-Theologie-Naturwissenschaften in München schrieb er an einer Dissertation. Für die Fortschreibung übernahm ihn dann die ETH Zürich. Später reiste der philosophische Doktorand dank Nationalfonds an die Stanford University. Dort schnupperte er neun Monate am Silicon Valley («Wir waren alle schwer betrunken»). Wobei er sich nie fragte, warum es im durchregulierten, sozialstaatlichen Europa kein Silicon Valley gibt. 2014 brach der 38-jährige sein Endlosstudium ab. Das akademische Scheitern tragen wir Steuerzahler.

Statt Doktor wurde Jonas Lüscher Schriftsteller. Und schreibt seither genauso kompliziert wie seinerzeit als Doktorand. Lüscher sitzt sicher auf dem moralistischen Hochsitz, denn er will «die Welt zu einem besseren Ort machen». Nun denkt er vollamtlich darüber nach, was andere tun müssen. Von München aus nennt er die demokratische Mehrheit bei Schweizer Volksabstimmungen «unanständig», wenn sie ihm nicht passt. In seinem preisgekrönten Buch «Kraft» scheitert ein kraftloser Professor – unter anderem an seinem «Neoliberalismus». Nach dieser hochnäsigen Gelehrtensatire und dümmlichen Kapitalismuskritik jammert der Autor: «Wir Intellektuellen sehen uns einem kränkenden Bedeutungsverlust ausgesetzt.» Kein Wunder bei solchen Intellektuellen. Jonas Lüscher ist einer, der viel weiss. Aber nichts versteht.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Ende der Märchenstunde

Von Peter Bodenmann — Die Schweiz und die EU: Wer allein gegen alle schwimmt, holt sich eine Lungenentzündung.



Die EU testet unsere Stressresistenz.

Die Anti-Brüssel-Märchen entsprechen nicht der Wahrheit. Nachfolgend sieben Gegenthesen:

**Märchen 1** — Wer einmal EU-Mitglied ist, kann nie mehr austreten. Die Briten verlassen die EU. Leider kopflos. Vielleicht folgen ihnen noch die Polen.

**Märchen 2** — Alle EU-Länder müssen den Euro einführen. Schweden und Dänemark haben ihre eigene Währung behalten. Die Nationalbanken von Dänemark und Schweden zeigen, dass man dies auch intelligenter machen kann als die Schweizerische Nationalbank.

**Märchen 3** — Der Brexit ist der Anfang vom Ende der EU, der Verfall ist nicht aufzuhalten. Das Gegenteil ist richtig: Unter dem Druck von Trump und May wird die EU einiger und selbstbewusster. Auch gegenüber der Schweiz.

**Märchen 4** — Kleine Staaten haben in der EU nichts zu sagen. Wahr ist: Orbán hat Merkel in der Flüchtlingsfrage mit wenigen Verbündeten in die Knie gezwungen. Links mag man und frau dies bedauern, aber es ist leider so.

**Märchen 5** — Der Franken ist so stark, weil sich die Schweiz wirtschaftlich besser entwickelt als die EU. Nach drei Jahren sinkendem Schweizer BIP pro Kopf und langsam boomender Wirtschaft im EU-Raum ist der Euro wieder so stark wie vor der absolut unsinnigen Aufhebung des Mindestkurses.

**Märchen 6** — Wir brauchen keine bilateralen Verträge, weil die Welthandelsorganisation (WTO) den Freihandel schützt. Donald Trump hat mit der Demontage der WTO begonnen. Gegensteuern können nur China und die EU. Sicher nicht die Schweiz.

**Märchen 7** — Die EU braucht die Schweiz wegen des Gotthards. Der Unterbruch der Rheintallinie hat bewiesen: Der Verkehr ist hoch flexibel. Wenn der Gotthard verteuert würde, rollte mehr Verkehr über den Brenner und den Mont Cenis, auf der Schiene und auf der Strasse. Resultat: weniger LSWA und höhere Defizite bei SBB Cargo. Ein Eigengoal.

In der Schweiz herrscht Aufregung, weil die EU erfolgreich unsere nicht vorhandene Stressresistenz testet. Dabei ist die Ausgangslage klar:

Wer keine fremden Richter will, wer wie der Ungar Orbán und die Österreicher Kurz und Strache mitentscheiden will, muss Mitglied der EU sein, bleiben oder werden. Wer nur mitschwimmen will, wählt im besseren Fall den EWR und im zweitbesten Fall bilaterale Verträge mit einem Rahmenabkommen.

Wer ganz allein gegen alle schwimmen will, wird sich eine schwere Lungenentzündung holen. Denn das «stabile Genie» Trump demonstriert nächstens die Freihandelsabkommen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Erloschene Liebe

Von Kurt W. Zimmermann — All die klugen Analysen zur SRG sind für die Katz. Über deren Zukunft wird nach Gefühl entschieden.

Als Mäni Weber im September 2006 starb, war es dreissig Jahre her, dass er zum letzten Mal am Schweizer Fernsehen aufgetreten war. Für den *Blick* war der Fall dennoch klar: «Mäni Weber ist tot», war die übergrosse Schlagzeile auf der Eins.

Am nächsten Tag startete das Blatt eine sechsteilige Serie zum Leben des TV-Moderators. Sie endete mit der kapitalen Frage: «Was geschieht mit Mänis Asche?»

Hermann «Mäni» Weber, der Präsentator der Quizshows «Dopplet oder nüt» und «Wär gwünnt?», war der grösste TV-Star, den die Schweiz je hervorbrachte. Als er 1968 heiratete, übertrug das Fernsehen live.

Unter Fünfzigjährige kennen Mäni Weber kaum mehr. Sie kennen auch «Tagesschau»-sprecher Paul Spahn, Moderatorin Heidi Abel, Entertainer Vico Torriani, Talkmaster Alphons Matt und Ansagerin Dorothea Furrer kaum mehr.

Und damit wären wir beim grössten, aktuellen Problem des Schweizer Fernsehens. Es fehlen ihm die Gefühle.

Unter Fünfzigjährige kennen die emotionale Bindung nicht mehr, die lange Zeit das Schweizer Fernsehen mit seinen Zuschauern vereinte. Der Landessender und seine Protagonisten waren dem Publikum, so kitschig dies tönen mag, eine Herzensangelegenheit.

Heute wird das Schweizer Fernsehen nicht mehr geliebt, sondern allenfalls geschätzt. Der Grund für den Gefühlswandel ist paradox. Es liegt daran, dass die heutigen TV-Journalisten viel professioneller als ihre Vorgänger von damals sind.

Weber, Spahn, Abel, Torriani, Matt und Furrer hatten ihre Macken, sie hatten Aussetzer, verhaspelten sich, verloren die Übersicht, waren nervös und schwitzten. Sie waren so, wie auch eine TV-Serie hiess: «Leute wie du und ich». Das Publikum liebte sie darum und auch das Fernsehen, das sie vertraten.

Heutige Moderatoren hingegen sind cool, glatt, routiniert, sie haben Selbstkontrolle und sind emotionsfrei. Das Publikum anerkennt sie, aber es liebt sie nicht – und auch nicht mehr das Fernsehen, das sie vertreten.

Womöglich ist dieser Liebesentzug fatal. Denn die «No Billag»-Abstimmung, die im März die SRG umstülpen kann, wird nicht nach rationalen Kriterien entschieden werden. Sachliche Argumente sind nur bei abstrakten Themen von Belang, etwa bei der Vorlage zur Finanzordnung 2021, die gleichzeitig an die Urne kommt.



Herzensangelegenheit: Quizmaster Weber.

Bei hautnahen und affektiven Themen hingegen entscheidet das Gefühl, das Gefühl des persönlichen Erlebens. Das war so bei der Initiative zur Masseneinwanderung, es wird bei der SRG-Initiative genauso sein.

Darum sind all die klugen Papiere zur SRG für die Katz. Täglich bekommen wir ja derzeit eine Analyse zum öffentlichen Funk um die Ohren geschlagen. Mal geht es um Programmfragen, dann um Finanzfragen, dann um Systemfragen. Wir kennen inzwischen alles von der SRG, alle Zahlen, alle Daten, alle Strukturen.

Es wird keinen Einfluss haben. Der Entscheid zur SRG erfolgt rein über das Gefühl.

Umso seltsamer ist darum die tiefschwarze Kampagne, welche die SRG-Anhänger derzeit führen. Es ist eine Kampagne, die ausschliesslich auf negative, depressive Gefühle fokussiert. Bei einem Ja wird die Schweiz zerrissen, die Demokratie geht bachab, Ausländer überrennen uns, Volksverblödung setzt ein.

Ich habe mal Psychologie studiert. Es ist lange her. Aber so viel habe ich behalten: Eine Kombination von negativen Emotionen und mangelnder Liebe kann in eine Katharsis münden. Katharsis heisst, dass man Dampf ablassen muss.

Wenn man gegenüber der SRG Dampf ablassen muss, dann kann man sich leicht vorstellen, wie man bei «No Billag» stimmt.

# Schiffbrüchige

Von Henryk M. Broder — Kampf um das politische Überleben.

Wenn das deutsche Sprichwort «Gut Ding will Weile haben» zutrifft, dann wird die nächste Regierung die beste sein, die Deutschland je hatte. Das ist freilich eine sehr optimistische Annahme, möglich ist auch, dass keine neue Regierung gebildet wird und die «geschäftsführende» im Amt bleibt, bis irgendein Wunder geschieht.



Als das Ergebnis der Wahlen vom 24. September feststand – die regierende grosse Koalition aus CDU/CSU und SPD verlor 14 Prozentpunkte, beide Parteien erzielten jeweils das schlechteste Wahlergebnis in der Geschichte der Bundesrepublik –, setzte Katzenjammer ein, als wäre eine Party zu Ende gegangen, deren Teilnehmer gerne weitergefeiert hätten. Der Kanzlerkandidat der SPD, Martin Schulz, sprach von einem «schweren und bitteren Tag für die deutsche Sozialdemokratie» und versicherte, es werde keine Fortsetzung der grossen Koalition mit der Union geben, jedenfalls nicht mit ihm und nicht mit Angela Merkel. Alle führenden Politiker von CDU, CSU und SPD traten den Gang nach Canossa an. Sie hätten «den Schuss» gehört, beteuerten sie, ein «Weiter so!» könne und werde es nicht geben.

Dann passierte wochenlang nichts. Erst nach der Landtagswahl in Niedersachsen begannen die «Sondierungen» für eine Jamaika-Koalition aus CDU/CSU, FDP und Grünen. Vier Wochen lang wurde «sondiert», bis die FDP die Gespräche für gescheitert erklärte. Und so kam die grosse Koalition wieder ins Spiel, mit Merkel und Schulz, der noch im Wahlkampf der Kanzlerin vorgeworfen hatte, sie plane «einen Anschlag auf die Demokratie». Bei den «Sondierungsgesprächen», die derzeit zwischen CDU und SPD geführt werden, geht es freilich nicht darum, die Demokratie zu retten oder eine Regierung zu bilden.

«Wenn das schiefgeht, ist meine politische Karriere zu Ende», soll Schulz im kleinen Kreis gesagt haben. Gleiches gilt für Angela Merkel und Horst Seehofer. Sie kämpfen um ihr politisches Überleben. Die Angst vor Neuwahlen ist das Einzige, was sie verbindet. Sie müssen irgendeinen «Kompromiss» finden, der ihnen ein Weiterregieren ermöglichen soll. Wie Schiffbrüchige, die sich gegenseitig abgeschossen haben und nun zusammen in einem Rettungsboot ausharren, bis irgendein Ufer am Horizont erscheint.

# «Trump ist ein unersättlicher Leser»

Mit Ed McMullen hat US-Präsident Donald Trump einen engen Freund nach Bern geschickt. Im ersten Interview gewährt der neue Botschafter einen Blick auf den «realen» Trump. Dieser unterscheidet sich frappant von jenem Mann, den uns die Medien täglich präsentieren. *Von Urs Gehrig und Florian Schwab*

Das Panorama der Berner Alpen liegt in dichtem Nebel. Auf dem Klavier im «Piano Room» stehen, auf Notizpapier gekritzelt, die Noten «cccgaageeddc...» – die Melodie von «Old McDonald Had a Farm». Dann erscheint er aus der Tiefe des Flurs, der neue «Schlossherr» in der US-Botschaft, Ed McMullen. Der Mann, der für «The Donald» in den Primaries South Carolina mit einem Kantersieg sicherte, ist ein Weggefährte des Präsidenten. Seit über dreissig Jahren kennen sie sich, seit dem Wahlkampf sind sie eng befreundet.

Es ist das erste Interview, das Botschafter McMullen der Schweizer Presse gibt. Seine Gelassenheit lässt nichts erahnen von dem harten Job, den er angetreten hat. Vor dem Interview jagten sich die Schlagzeilen, die seinen Präsidenten mit übelsten Diffamierungen eindeckten. Der berühmte Sensationsjournalist Michael Wolff hat mit «Fire and Fury» eine Bombe gezündet. Die Entourage Trumps halte den Präsidenten für einen «Schwachkopf», behauptet er. Trump verhalte sich «wie ein Kind». Mit seinem Buch, so Wolff breitspurig, sei der Anfang vom Ende der Präsidentschaft Trumps gekommen.

**Herr Botschafter, die letzten paar Tage waren wie die Fahrt auf einer Achterbahn.**

Bloss für jene, die auf der Achterbahn fahren wollen.

**Als Journalisten sind wir gezwungen, auf der Achterbahn zu fahren, wenn ein Buch das Weisse Haus derart erzittern lässt und Schlagzeilen macht rund um den Globus.**

Ah, Sie haben es also gelesen?

**Ja, haben wir. Der Autor Michael Wolff behauptet, «hundert Prozent» der Leute rund um den Präsidenten würden Trumps geistige Fähigkeit für das Amt in Frage stellen.**

Hier ist das Einzige, was ich über das Buch sagen werde: Ich bin zwei Jahre mit Donald Trump auf Wahlkampf durchs Land gezogen. Nichts, was ich über das Buch gelesen habe – denn ich werde das Buch selbst nicht lesen –, hat irgendeinen Bezug zur Realität. Punkt. (*Legt eine Pause ein*) Ich kenne den Präsidenten. Ich kenne ihn sehr gut. Es gibt absolut nichts in dem Buch, das irgendeine Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit hat. Für all jene also, die auf der Achterbahn fahren, mit Büchern Aufsehen erregen und sich mit Dingen aufhalten wollen, die von Leuten fabriziert wurden, die in einem Fantasieland leben: Viel Spass! Aber jene, die auf

die Politik fokussieren wollen, darauf, die USA zu verbessern, Dinge in die richtige Richtung zu bewegen – dies sind die Leute, mit welchen ich mich unterhalten werde, um Probleme zu lösen, die wir lösen müssen.

**Während der ersten Monate war die Trump-Präsidentschaft von Lecks geplagt. Journalisten wurden mit Indiskretionen gefüttert, welche sie zu einseitigen Artikeln und Büchern drechselten. Haben Sie je zuvor ein ähnliches Ausmass an Lecks gesehen?**

Ich denke nicht, dass sich diese Regierung sehr von den meisten vor ihr unterscheidet. Wenn Sie Präsident Obama, Präsident Clinton, Präsident Bush anschauen: Besonders in der ersten Amtszeit sind Regierungen immer unorganisiert. Das ist typisch für Washington. Und es wird immer schlimmer, so wie die Politik in unserer Hauptstadt und, offen gesagt, in der Welt heute abläuft. Das ist der neue *courant normal*. In den letzten acht Monaten hat diese Regierung einen sehr genauen Blick auf ihre Stärken und Schwächen geworfen. Und sie hat sichergestellt, dass die Stärken optimiert und die Schwächen korrigiert wurden. Dieser Präsi-

**«Ich kann Ihnen versichern: Er lässt sich durch nichts von seinem Weg abbringen.»**

dent hat einen erstaunlichen Job gemacht und ein Qualitätsteam zusammengestellt. Wir respektieren, dass Sie die im Buch gemachten Behauptungen nicht weiter diskutieren wollen. Präsident Trump hingegen hat sich dazu geäussert. Nachdem seine mentale Verfassung in Frage gestellt worden war, twitterte er: «Tatsächlich sind meine beiden grössten Stärken in meinem ganzen Leben geistige Stabilität und wirklich klug zu sein.» Er sei «nicht bloss klug, sondern genial», twitterte er weiter, «und ein sehr ausgeglichenes Genie noch dazu!». Können Sie als enger Freund des Präsidenten «die Genialität» von Donald Trump bezeugen?

Es ist bedauerlich, wie die Medien Aussagen des Präsidenten aufgreifen und ins komplette Gegenteil verdrehen. Es gibt eine Gruppe von Leuten, die fixiert darauf ist, ihn herabzusetzen. Jüngste Studien zeigen, dass fünf Prozent der US-Medienberichterstattung über den Präsidenten im ersten Amtsjahr

positiv waren. 95 Prozent waren negativ. Es gibt einen klaren Effort, auf das Negative zu fokussieren. Ich werde bei diesem Spiel nicht mitmachen. Ich werde mich auf jene Dinge konzentrieren, welchen sich der Präsident verpflichtet fühlt. Ich war die dritte Person, die Donald Trump für seine Präsidentschaftskampagne angeheuert hat. Ich habe also eine lange Zeit damit verbracht, um zu verstehen, warum er Präsident werden wollte und wie er sein Amt ausgestalten will. Nun. Genie? Offen gesagt: Er ist sehr genial. Schauen Sie doch die Realität an.

**Was ist die Realität?**

Die Realität ist: Der Mann hat in der Tat die Top-Business-Schule in den USA, die Wharton School an der Universität von Pennsylvania, an der Spitze seiner Klasse abgeschlossen. Darauf hat er ein Multi-Milliarden-Dollar-Unternehmen aufgebaut. Dann wechselte er in die Medien, was sehr schwierig ist. Er produzierte «The Apprentice», eine extrem erfolgreiche und populäre Fernsehshow. Dann kandidierte er als Präsident der USA. Die Fähigkeit, in einem Leben vier solch erstaunliche Dinge erfolgreich zu meistern, das ist, würde ich sagen, ziemlich genial. Ich habe mit ihm mehr Zeit verbracht als irgendjemand, der in diesem Buch [Wolffs «Fire and Fury»] erwähnt wird. Und ich kann Ihnen versichern, er bleibt fokussiert wie ein Geschäftsmann, und er lässt sich durch nichts von seinem Weg abbringen.

**Warum reagiert Trump überhaupt auf die Verleumdungen?**

Ja, er muss sich mit einigen dieser Themen auseinandersetzen, denn sie sind so irreführend und unwahr. Es ist bedauerlich, dass der Präsident der USA dazu genötigt wird, darauf zu antworten. Aber all das ändert nichts an der Tatsache, dass seine volle Konzentration darauf gerichtet ist, Amerika grossartig zu machen. Sein erstes Amtsjahr war ein grosser Erfolg. In allem, was ich an dem Mann gesehen habe – und ich kenne ihn, seit ich 22-jährig bin –, habe ich seine Genialität gesehen. Und es steht absolut ausser Zweifel, dass dies ein Mann von verblüffendem Intellekt ist, von verblüffender Energie, verblüffender Konzentration und absoluter Entschlossenheit, umzusetzen, was er angekündigt hat. Das ist die grosse Genialität des Donald Trump.

**Die meisten Schweizer sind prahlerischen Menschen gegenüber skeptisch eingestellt.**



«Schauen Sie doch die Realität an»: Botschafter McMullen.

**Wenn sie Trumps Tweets über die Grösse seines Atomknopfs oder seiner «sehr ausgeglichenen Genialität» lesen, schütteln sie den Kopf. Sie tendieren dazu, ihn wortwörtlich, aber nicht ernst zu nehmen. Wie soll man Trump verstehen?**

Für uns alle ist es wichtig, etwas Abstand zu gewinnen und zu sehen, wer dieser Präsident ist. Wer von Donald Trump business as usual und eine Status-quo-Präsidentschaft erwartet, liegt total falsch. Trump ist ein anderer Mann. Wie Ronald Reagan. Als dieser gewählt wurde, war er sehr anders als seine Vorgänger. Nun haben sich die Zeiten geändert. Trump ist nicht Reagan, aber er weist sehr reaganeske Qualitäten auf. Er ist nicht bereit, unter Druck einen Kotau zu machen. Er stellt klar, wo er steht, und er setzt seine Ziele mit einer Intensität um, wie wir es bei einem US-Präsidenten noch nie gesehen haben. Nach Gesprächen mit vielen Schweizern bin ich sehr beeindruckt, dass sie verstehen, dass die

Medien komplett einseitig berichten. Dass sie hier die Sichtweise von CNN und anderen Nachrichtenkanälen serviert bekommen, welche eine eigene Agenda verfolgen, die sich sehr von jener des Präsidenten unterscheidet. Wenn man indessen die Fakten anschaut und objektiv zu verstehen versucht, wohin der Präsident das Land im letzten Jahr geführt hat, stellt man fest, dass dies gut für die Schweizer ist. Es ist gut für die USA. Es ist gut für die Weltwirtschaft. Das ist der Schlüssel zu dem Genie dieses Präsidenten. Dies ist ein Mann, der sagt, was er denkt, und tut, was er sagt.

**Haben Sie mit dem Präsidenten gesprochen, seit Sie in der Schweiz sind?**

Ich diskutiere meine Konversation mit dem Präsidenten nicht in der Öffentlichkeit. Ich kann mit dem Präsidenten sprechen, wenn ich es für nötig erachte. Aber diese Unterredungen sind privater Natur.

**Im Fall von bilateralen Spannungen zwischen der Schweiz und den USA ist es für die Schweizer gut, zu wissen, dass Sie einen direkten Draht ins Weisse Haus haben. Können Sie zu jeder Tages- und Nachtzeit den Hörer in die Hand nehmen und mit dem Präsidenten sprechen?**

Ja. Als wir über meine Botschaffertätigkeit diskutiert haben, hat der Präsident klargestellt: Sollte ich es für nötig erachten, mit ihm direkt zu sprechen, ist er bloss einen Telefonanruf entfernt. Gegenwärtig bereiten wir uns auf das WEF in Davos vor und stehen in regem Kontakt mit der Regierung. [Kurz vor Redaktionsschluss wurde bekannt, dass Donald Trump am WEF teilnehmen wird; Anm. d. Red.] Ausserdem habe

ich jüngst eine persönliche Notiz vom Präsidenten erhalten über etwas, was in der Schweiz gemacht wurde und worüber er sehr erfreut war. Er schaut genau, was seine Botschafter tun, und er weiss genau Bescheid, was in der Schweiz läuft.

**Können Sie uns verraten, was es war, das beim Präsidenten Freude ausgelöst hat?**



«Du musst es lesen, fantastisch!»: Trump (l.) mit McMullen (r.).

Es war ein Artikel einer Schweizer Wochenzeitung, der auf seinem Tisch gelandet ist und ihn sehr glücklich stimmte. Er ist ein Bewunderer der Schweiz und Liechtensteins. Er war hier zum Skifahren und hat in der Schweiz Ferien verbracht.

**Trump war in der Schweiz zum Skifahren?**

Als er jung war, mit seinen Kindern Donald Jr., Eric und Ivanka. Sie lieben die Schweiz. Sie waren auch mit ihrer Mutter, Ivana, hier zum Skifahren.

**Sie haben Ihr Amt kurz vor Weihnachten angetreten. Wo haben Sie die Festtage verbracht?**

Die Familie ist kurz vor Weihnachten eingeflogen, und wir gingen nach Zermatt. Das Skifahren und der Schnee waren phänomenal.

**Stehen Sie selbst auf den Brettern?**

Ich fahre Ski, war aber in Zermatt nicht auf der Piste. Unser Skigepäck kam verspätet aus den USA an. Etwas vom Schönsten an meiner Rückkehr in die Schweiz sind die Erinnerungen, dich ich hier auffrische. Letztes Mal, als ich Zermatt besuchte, war meine Frau schwanger mit unserem Sohn, der nun 23-jährig ist. Beide unsere Kinder feierten dieses Jahr Weihnachten mit uns. Sie wollten gar nicht mehr in die USA zurückkehren. Aber irgendwann holt einen die Realität ein; sie mussten wieder an die Arbeit und in die Schule.

**Wenn Sie das nächste Mal den Präsidenten anrufen, was werden Sie ihm über Ihre ersten Wochen in der Schweiz berichten?**

Ich denke, wir haben in der Schweiz wirklich eine positive Stimmung geschaffen. Ich habe viel Zeit damit verbracht, die verschiedenen Bundesräte kennenzulernen.

**Haben Sie die meisten von ihnen getroffen?**

Ja. Ich bin sehr beeindruckt von ihrer Offenheit und Bereitschaft, mit den USA zusammenzuarbeiten, und auch von ihrem Bestreben, unsere Verbundenheit, die unsere Beziehungen so stark macht, substanziell zu verstärken. Aussenminister Ignazio Cassis habe ich auf Italienisch begrüsst, das war mir eine Freude! Er hat mich ins Tessin eingeladen. Also werde ich dem Präsidenten sagen, was ich bereits der Regierung während der letzten Wochen mitgeteilt habe: Die Schweiz ist uns gegenüber offen, das Land ist für uns von grosser Wichtigkeit und bietet erstaunliche Möglichkeiten.

**Herr Botschafter, Sie haben einen harten Job. Täglich sind die Medien voll von Berichten, die Trump verhöhnern. Weite Teile der Schweizer Bevölkerung sind extrem gegen Trump eingestellt. Wie lautet Ihr Plan, die Herzen und Meinungen der Schweizer zu gewinnen und den «echten» Trump, wie Sie ihn kennen, bekannt zu machen?**

Donald Trump wird diesen Job selbst tun. Mir ist das Phänomen bekannt. Während der Jahre, in welchen ich mit ihm unterwegs war, habe ich die Artikel gelesen, die absolut nichts mit dem «echten» Trump zu tun hatten. Und ich erinnere mich an die Wahlnacht, wo Medien berichteten, Hillary Clinton würde mit 95 Prozent Sicherheit zur Präsidentin gewählt. Ich habe grosses Vertrauen in das amerikanische und das schweizerische Volk, dass sie diesen Unsinn durchschauen werden. Die Öffentlichkeit ist heute sehr aktiv in den sozialen Medien und bezieht ihre Informationen von vielen anderen Portalen. Aber schliesslich wird der Präsident die Leute überzeugen. Mit jedem Amtstag erfahren die Leute mehr darüber, worum es ihm geht. Deshalb sind auch seine Tweets wichtig.

**Viele Leute mögen es nicht, dass der Präsident twittert.**

Tatsache ist, dass diese Tweets eine Besonderheit dieser Präsidentschaft sind. Der Präsident kann direkt mit den Menschen kommunizieren. Die Leute in den USA waren wirklich bereit für etwas anderes, und sie haben etwas anderes erhalten. Sie haben einen ehrlichen Präsidenten erhalten, einen Mann, der nicht um den Brei herum redet und die Dinge mit Zuckerguss übergiesst. Das ist etwas, was sich viele Europäer nicht gewöhnt sind.

**Werden Sie persönlich auch twittern?**

Nein. Wir haben einen Twitter-Account auf der Botschaft.

**Sie kennen Donald Trump seit dreissig Jahren persönlich. Erklären Sie uns: Wie arbeitet der Präsident? Wie trifft er Entscheidungen? Auf wen hört er?**

Er hört auf jedermann.

### «Jedermann» bedeutet ...?

Jeder in seinem Umfeld, dem er vertraut. Es gibt nicht den einen ideologischen Guru, der den Raum betritt und sagt: «Hier ist das Rezept.» Donald Trump versammelt alle, denen er bei einem bestimmten Thema vertraut, wie das jeder gute CEO macht. Man merkt, dass er durch die gute Schule der Wharton Business School gegangen ist. So führt er auch: Er bringt die Leute zusammen, hört zu und entscheidet dann. In der Hinsicht ist er ganz CEO. Er ist kein politischer Apparatschik. Das ist es, was die Leute nicht verstehen. Der Mann lässt keine Umfragen machen und steckt dann den Finger in die Luft, um zu entscheiden, in welche Richtung er das Land führt. Als Geschäftsmann trifft er Entscheidungen schnell, überlegt und auf der Grundlage von Informationen der besten Leute, die er bekommen kann. Das ist der Donald Trump, der mich vom ersten Moment an beeindruckt hat. Er ist jeden Tag absolut fokussiert und entschlossen. Dieser Mann hat mehr Ausdauer als alle anderen aus Politik und Wirtschaft, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe.

### Immer noch, mit 71 Jahren?

Während der Wahlkampagne war er buchstäblich den ganzen Tag auf Touren. Gingen alle anderen ins Bett, war er noch bis um ein oder zwei Uhr auf. Dann, um fünf oder sechs Uhr, stand er vor allen anderen wieder auf. In seinem Zimmer arbeitete er sich stapelweise durch Lektüre. Er liest ständig. Er ist der unersättlichste Leser, den ich in meinem ganzen Leben getroffen habe.

### Aber er liest keine Bücher, er liest Artikel?

Das ist nicht wahr, er liest Bücher.

### Überall heisst es, er habe noch nie ein Buch gelesen.

Das ist Unsinn! Ich habe mit ihm über Bücher, die er liest, Gespräche geführt. Wenn man in den Trump Tower geht, sieht man auf seinem Schreibtisch einen Stapel Lese-stoff. Einmal griff ich ein Buch heraus und fragte: «Was hältst du davon?» Er antwortete: «Du musst es lesen, fantastisch!» Und dann ging er auf drei, vier Punkte ein. Ich las dann das Buch und realisierte, dass er die Dinge besser zusammenfasste, als irgendjemand anderes es tun könnte.

### Ist er ein Schnelleser?

Er ist ein schneller Leser, und er stösst zum Kern vor. Jeder, der behauptet, dieser Mann lese nicht, versteht ihn nicht. Ich habe die Lektüre gesehen, die er Nacht für Nacht durchgeackert hat. Er hat mich dazu befragt, wie auch zwanzig andere Leute. Aus seinen Fragen wurde klar, dass er genau Bescheid wusste. Er ist einer der wissbegierigsten Männer, denen ich begegnet bin, und auch einer der entscheidungsfreudigsten.

### Bei den Schweizer Behörden besteht eine gewisse Zurückhaltung in der Zusammenarbeit mit den USA. Mit Trump ist das Klima noch ein bisschen feindlicher geworden. Haben Sie das bereits zu spüren bekommen?

Überhaupt nicht. Natürlich haben die Leute Fragen, das verstehe ich. Das ist so, wenn man ein Jahr lang ausschliesslich von den Mainstream-Medien mit Unsinn gefüttert worden ist und die Fakten nicht objektiv analysiert hat. Und man kann ja mit der Politik des Präsidenten in gewissen Bereichen nicht einverstanden sein. Wie ich schon sagte, er ist unkonventionell, kein Politiker. Er ist ein Geschäftsmann, der in der ganzen Welt Milliarden verdient hat. Er versteht die Weltwirtschaft. Und zwar ausserordentlich gut. Aber auf die Fakten sollte man sich einigen können. Man kann sich zwar zusammensetzen und darüber sprechen, wie man sie gerne hätte.

### «Das Wunderbare an den Schweizern ist, dass sie fair und objektiv sind.»

te. Aber Fakten bleiben Fakten. Wie beispielsweise das Allzeithoch beim Dow-Jones-Markindex von 25 000 Punkten. Niemand hätte darauf gewettet. Im Gegenteil, es gab viele Leute, welche die Entwicklung der US-Wirtschaft unter Trump in düsteren Farben malten – und die Medien haben wirklich alles getan, um das zu verbreiten. Man riet dazu, alle Aktien zu verkaufen und in Obligationen zu tauschen. Gott stehe denjenigen bei, die das getan haben, denn sie haben letztes Jahr einen der aufregendsten Booms verpasst.

### Sie kennen die Schweiz seit über zwanzig Jahren. Sie waren ein Young Leader der American Swiss Foundation. Wie würden Sie die Schweizer beschreiben?

Das Wunderbare an ihnen ist, dass sie fair und objektiv sind. Sie sind nicht abgestumpft, sondern fragen. Sie denken nach. Wenn man ihnen die Fakten erklärt, dann nehmen sie sich Zeit, um zu verstehen, wie es läuft. Das Einzigartige an den Schweizern ist, dass sie neutral und objektiv sind. Und wenn sie neutral und objektiv an die Politik von Präsident Trump herangehen, dann können sie nur zum Schluss kommen, dass diese gut für sie ist, gut für ihre Wirtschaft, gut für ihre Zukunft.

### Die Schweiz ist per Verfassung der Neutralität verpflichtet. Aber manchmal vergisst unsere Regierung das. Letztes Jahr attackierte die damalige Bundespräsidentin Doris Leuthard den amerikanischen Präsidenten vor der Uno-Vollversammlung frontal, indem sie über die «America first»-Strategie sagte: «Wir teilen die Ansicht nicht, dass nur Nationalismus und Patriotismus zum Ziel

### führen.» Wie kommt so etwas in der Trump-Regierung an, wenn es von einem eigentlich neutralen Land kommt?

Ich kenne das Vorgehen des Präsidenten und seiner Regierung. Sie beziehen jede Perspektive mit ein und hören sich alles objektiv an. Ich möchte nicht unterstellen, dass Bundesrätin Leuthard eigene politische Ziele verfolgt, aber jene, die eine andere Ansicht haben, sind herzlich eingeladen, diese mitzuteilen. Am Ende muss man jedoch auf die Zahlen, Fakten und Daten schauen. Lassen Sie uns lieber darüber sprechen als über Rhetorik. Nur so verstehen wir die echten Chancen für die Schweiz und die Vereinigten Staaten, die für die nächsten drei Jahre ausnehmend positiv aussehen.

### Auch die Schweizer Wirtschaft sieht Trumps «America first»-Maxime mit Unbehagen.

Vor ein paar Wochen hat der Präsident in seinem Statement zur nationalen Sicherheitsstrategie klar erklärt, was «America first» heisst: nationale Sicherheit, Schutz des Staatsgebiets, das Aufbauen unserer Wirtschaft. Dies bedeutet nicht, dass wir das alleine tun. Es bedeutet, dass wir es zusammen mit unseren lange bewährten Partnerschaften auf der ganzen Welt machen. Was bedeutet das für den Handel? Nur dort, wo es Ungleichgewichte gibt oder wo ein Handelsabkommen nicht im Interesse der USA ist, werden wir das zu korrigieren versuchen, um fairen und freien Handel zu gewährleisten. Der Handel ist nur dann frei, wenn er auch fair ist.

### Das US-Finanzministerium führt die Schweiz auf einer Watchlist als möglichen Währungsmanipulator. Könnte unser Land da nicht ins Fadenkreuz der amerikanischen Regierung geraten?

Dazu haben Gespräche zwischen hochrangigen Vertretern beider Länder stattgefunden. Wenn Sie geduldig abwarten, dann denke ich nicht, dass dieses Thema unsere Partnerschaft beeinträchtigt. Schauen Sie sich die Liste an, und Sie werden zum Schluss kommen, dass es Abstufungen gibt: Manche Länder sind eindeutig problematisch. Die Schweiz unterscheidet sich von diesen insofern, als das Thema hier mit dem Schweizer Franken als Fluchtwährung zu tun hat.

### Was sagen Sie zu Schweizer Wirtschaftsvertretern, die fürchten, dass Trumps Wirtschafts- und Handelspolitik gefährlich ist für ein kleines Land, das auf multilaterale Foren setzt?

Die USA sind auf ihren siebtgrössten Direktinvestor angewiesen, die Schweiz! Wir anerkennen die Partnerschaft, nicht nur auf wirtschaftlicher Ebene, sondern auch auf diplomatischer: die guten Dienste der Schweiz, ihre Tätigkeit als Schutzmacht im Iran, wo sie die konsularischen und diplomatischen Interessen der USA vertritt. Wir

haben grossartige Möglichkeiten. Ich sehe nicht, wie die florierende US-Wirtschaft der schweizerischen in irgendeiner Weise abträglich sein könnte. Die Deregulierung und Trumps Steuerreform haben es für die Schweizer attraktiver gemacht, in den USA zu investieren – was sie bereits in den letzten Jahren sehr erfolgreich getan haben. Den Medien entnehme ich, dass viele in Europa unsere Steuerreform als Auslöser sehen, beim eigenen Steuersystem etwas zu tun, um wettbewerbsfähig zu bleiben. Das schafft doch ein grossartiges Umfeld für die ganze internationale Wirtschaft – Innovationen, die gut sind für den Privatsektor und den Konsumenten.

**So gerne wir im Ausland investieren, so gerne verkaufen wir auch unsere Produkte ins Ausland – Medikamente, Uhren, Präzisionsinstrumente ... Es gab diese Idee einer Grenzausgleichsteuer, um ausländische Produkte zu verteuern.**

Als ich im November für einen kurzen Antrittsbesuch in der Schweiz war, hörte ich von Wirtschaftsvertretern, dass diesbezüglich sehr ernste Sorge bestand. Nun, das stand in dem Gesetzesentwurf, aber es kam nicht durch den Kongress.

**Meinen Sie, dass die Idee damit gestorben ist?**

Ich bin kein politischer Theoretiker und kein Experte für die Frage, was der Kongress tun wird. Aber etwas, was ich über den Kongress weiss, ist, dass er keinen Appetit darauf hat, die Steuerpolitik jedes einzelne Jahr wieder auseinanderzunehmen. Diese Steuerreform war, denke ich, das letzte Mal für lange Zeit, dass wir ernsthafte Veränderungen in der US-Steuerpolitik sehen werden. Seit der letzten grösseren Reform ist es ja dreissig Jahre her.

**Sie waren Unternehmer, wie Präsident Trump. Sind die Wirtschaftsbeziehungen Ihre Top-Priorität als Botschafter?**

Ja. Offensichtlich ist eine gute Beziehung zur politischen Führung essenziell, weil diese darüber entscheidet, wie die Wirtschaft arbeitet. Mein Ziel besteht also darin, starke Beziehungen aufzubauen zu den wichtigsten Führern im Bundesrat und im Parlament, aber auch in der Wirtschaft. Ich werde viel Zeit mit Wirtschaftsführern verbringen. Und damit meine ich nicht nur die CEOs der grossen multinationalen Unternehmen. Diese sind enorm wichtig, aber die echte Chance für die Schweiz sind die Unternehmer, welche diese Wirtschaft aufbauen. Mit ihnen werde ich viel Zeit verbringen, gegenseitige Chancen in Sachen Marktzugang und Vermarktung aufzeigen und entwickeln. Wir werden

aufregende Erfahrungen dabei sammeln, in den nächsten drei Jahren weitere Unternehmer in der Schweiz zu finden, die ihr Geschäft hoffentlich irgendwann in ein multinationales verwandeln können.

**Woran kann man in drei Jahren messen, ob Sie dabei erfolgreich waren?**

Jetzt klingen Sie wie Donald Trump! Das



«Echte Chancen»: Leuthard (l.) und Trump (r.) am Uno-Treffen.

Grossartige an Direktinvestitionen ist, dass uns die Zahlen am Ende sagen, wie erfolgreich wir waren. Aber meines Erachtens gibt es kein Ende. Zwar werde ich die Schweiz irgendwann wieder verlassen, aber dann hoffe ich, eine Grundlage gelegt zu haben, auf der während vieler Jahrzehnte gehaltvolle Partnerschaften zwischen Führungspersonen aus Wirtschaft und Politik gedeihen können. Es ist also kein Endspiel, sondern Pionierarbeit beim Aufbau der Strukturen

**«Der Schweizer Finanzplatz ist nicht auf dem Bankgeheimnis aufgebaut, sondern auf Brillanz.»**

und Beziehungen, welche über Jahrzehnte Wachstum und Investitionen bewirken.

**Sehen Sie Chancen für einen neuen Anlauf beim Freihandelsabkommen Schweiz–USA?**

Diese Möglichkeit müssen wir regelmässig besprechen. Aber offensichtlich war hier bisher die Landwirtschaft ein Hindernis.

**Und sie bleibt ein Hindernis?**

Nun, das Hindernis besteht auch hier bei den Schweizern. Kürzlich gab es ja wieder entsprechende Parlamentsdebatten. Aber ich würde diese Türe nie zuschlagen, weil ich denke, dass grossartige Möglichkeiten bestehen.

**War es ein Fehler, dass die Schweiz das Bankkundengeheimnis aufgegeben hat?**

Die Schweiz lebt heute dem nach, was die USA verlangen, um in ihrem Land Banking zu betreiben. Für die Banken in beiden Ländern ist das nur gut. Es gibt da draussen

jetzt andere Hindernisse, wie beispielsweise die Fatca, die ja im Kongress behandelt werden soll und bei der ich Bewegung erwarte. [Die Foreign Account Tax Compliance Act ist ein unilaterales US-Steuergesetz, das eine mögliche Steuerhinterziehung zu Lasten der USA eindämmen soll, Anm. d. Red.] Ich sähe meine Regierung gerne als eine, welche starke Bande knüpft zwischen der Schweizer Banken-Community auf der einen Seite und der dortigen Banken-Community und der US-Regierung auf der anderen Seite. Hier würde ich mich gerne einbringen, denn die Geschichte des Schweizer Finanzplatzes ist nicht auf dem Bankgeheimnis aufgebaut, sondern auf Brillanz. In der Welt der neuen Regulierung gibt es immer noch grosse Möglichkeiten für die Schweizer Banken, ihre seit je führende Rolle auszuspielen.

**Herr Botschafter, während dieses Gesprächs sind Sie uns ganz anders erschienen als Ihr Präsident, den wir aus dem Fernsehen kennen. Sie sprechen abwägend, sind beherrscht und**

**twittern nicht. Können Sie uns verraten, was Sie mit Trump gemeinsam haben?**

Oh! Wir haben vieles gemeinsam. Wir wurden beide in New York geboren. Wir haben einen ähnlichen Sinn für Humor. Ich liebe es, mit ihm zu reisen, weil sein Humor so trocken, lustig und spitz ist. Und dann haben wir eine ganz wichtige gemeinsame Eigenschaft, die darin besteht, dass wir beide unser Land lieben und erkannt haben, dass es eines ernsthaften Kurswechsels bedurfte. Die Richtung musste geändert werden, indem wir die Leute ermutigten, sich wieder für Politik zu interessieren und zu wählen. Das ist ja etwas, was ich mein ganzes Leben lang getan habe. Jetzt habe ich mein Unternehmen, eine erfolgreiche Werbeagentur, verkauft, weil ich als Botschafter in der Schweiz die Chance sehe, die Vision in die Welt hinauszutragen, die ich mit dem Präsidenten teile. Für mich wie für den Präsidenten gilt: Wenn man einen solch tiefgreifenden Wechsel im Leben vornimmt, tut man das nicht, um sich mit Trivialem zu beschäftigen. Man sucht substantielle, grosse Veränderungen.

Edward Thomas McMullen Jr., geboren 1964, ist in New York aufgewachsen. Als Politikwissenschaftler war er zunächst für verschiedene konservative Think-Tanks in Washington tätig. 1989 zog er nach South Carolina, wo er die Denkfabrik South Carolina Policy Council aufbaute. 2005 gründete er die Agentur McMullen Public Affairs, welche grosse Firmen in den Südstaat holte. Im Januar 2015 schloss er sich frühzeitig der Kampagne von Donald Trump an, welche unter seiner Ägide den wichtigen Vorwahlsieg in South Carolina mit über 10 Prozent Vorsprung auf Marco Rubio errang. McMullen ist verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder.



## Abstimmungen

# Abriss aus einer Laune heraus?

Das Fundament der Schweizer Demokratie ist intakt: Unser Mediensystem funktioniert. Wir sollten uns genau überlegen, ob wir es jetzt demolieren wollen.

Von Arthur Honegger

**N**o Billag? Warum nicht.» Und dachte mir nichts weiter. Es muss 2014 gewesen sein, ich lebte in den USA und beschäftigte mich mehr mit amerikanischen Staatsschulden als mit Schweizer Medienpolitik. «No Billag», Kompliment hier an die Initianten, ist ein schlagkräftiger Name. Rechnungen ohne Produktbezug und Geldeintreiber mit Dauerklingelfinger haben den Begriff «Billag» zum Synonym gemacht für «Auch das noch!». «Gebührendzahlen muss doch reibungslos gehen», dachte auch ich. «Billag? Braucht's nicht.»

Die Erfahrung lehrt den Stimmbürger indes: Die Namen von Initiativen sind nichts als politische Labels, juristisch bedeutungslos. Was zählt, ist einzig der vorgeschlagene Text. Wenn wir morgen eine Vorlage namens «More Glacé» annehmen, die eigentlich ein Gemüseverbot verlangt, gibt's danach nicht Stracciatella für alle. Es gibt keine Rüebli mehr.

Was also steht im Initiativtext von «No Billag»? Nix von Billag. Nix von Inkasso. Da steht, Radio- und TV-Gebühren würden abgeschafft und seien künftig verboten. «Nie mehr öffentliche Medien» wäre also der korrekte Titel, aber der war wohl zu lang? Egal: Es geht nicht darum, wer Radio oder TV nutzt. Nicht um mehr oder weniger Sendungen. Und auch nicht darum, welche davon man gerne abschaffen will (ja, auch ich hätte da ein paar Abschusskandidaten). Es geht um eine Schweiz ohne öffentliche Medien. Das kann man gut finden oder nicht, doch eins muss klar sein: Es wäre der Umsturz unseres Mediensystems, wie es seit über achtzig Jahren besteht.

Heute haben wir zwei Pfeiler im Schweizer Journalismus. Private Verlage, verwurzelt im Print, und den Service public, verankert in Radio und Fernsehen. Dieses duale System hat sich bewährt; gutinformierte Bürger führen einen politischen Diskurs, der durch Sachlichkeit besticht, weit entfernt von der Personality-Show anderer Demokratien. Wer etwa die zersplitterten USA mit ihren dröhnenden medialen Echokammern erlebt hat, ist dankbar, dass wir noch miteinander reden statt nur aneinander vorbei. Davon lebt die direkte Demokratie. Da haben unsere beiden Pfeiler also viel zu tragen. Medien sind jedoch keine Ausnahme: Wichtige Aufgaben verteilen wir in der Schweiz gern auf mehrere Träger. Die Krankenversicherung beruht (durch das Bundesgesetz über die Krankenversicherung) auf einem festgesetzten Leistungskatalog und

(durch das Versicherungsvertragsgesetz) auf frei gestaltbaren Leistungen. Beim Gotthard sagte das Volk ja zum Jahrhunderttunnel für die Bahn und zur zweiten Strassenröhre. Die Altersvorsorge arbeitet mit obligatorischem und freiwilligem Sparen. Solche helvetischen Hybride gibt's zuhauf, der Punkt ist: Wir haben's nicht so mit Absolutismen, egal, woher sie kommen. Reiner Markt, reiner Staat, jede reine Lehre birgt ihr



Sinnvolle «helvetische Hybride».

Systemrisiko. Wer hingegen mehrgleisig fährt, bleibt langfristig stabil, so der unideologische Instinkt von Herrn und Frau Schweizer. Wenn's damit *es bitzli* komplizierter wird, *ja nu*.

Und nun soll einer der beiden Journalismuspfeiler also wegbrechen, die mediale Bürgerinformation voll privatisiert werden. Nicht sehr schweizerisch, aber hey, vorschlagen darf man alles. Und zugegeben, das Leitmotiv «Jeder bezahlt nur, was er will» besticht durch seine Einfachheit. Die zeitlose Eleganz des Marktes sollte allerdings nicht dazu verleiten, der Komplexität unseres kleinen, besonderen Landes nicht länger gerecht zu werden. Wir schulden den Generationen, die unser Mediensystem aufgebaut haben, die Frage: «Was verlieren wir mit so einem Experiment?»

Wir verlieren Medien mit einem Verfassungsauf-

trag. Die Vielfalt der Ansichten sei angemessen zum Ausdruck zu bringen – ob einer also die *Weltwoche* abonniert hat oder die *Woz*, in der «Arena» und im «Echo der Zeit» müssen sich alle wiederfinden.

### Wir verlieren Inhalte für alle

Wir verlieren unabhängige Non-Profit-Medien. In Zeiten rapide bröckelnder Einnahmen sehen sich die Verlage genötigt, ihren Redaktionen pseudojournalistische Schleichwerbung (vulgo «native ads») aufzudrücken. Ausgerechnet jetzt sollen kommerzielle Medienhäuser den gesellschaftlichen Diskurs alleine schultern? So ungeliebt obligatorische Beiträge für öffentliche Medien sind, sie garantieren: Das Publikum ist die einzige Referenz. Von allen finanziert, von keinem gekauft.

Wir verlieren Inhalte für alle. Die Digitalisierung führt zu einem Denken in immer engeren Zielgruppen, bis zur totalen Segmentierung des Publikums. Die andere Perspektive, die überraschende Geschichte, kommt unter die Räder des allmächtigen Algorithmus. Jeder kriegt serviert, was ihn interessiert – doch wo sieht er, was er sonst noch wissen sollte? Bei «Heute Morgen» oder in der «Tagesschau» ist das Konzept.

Das kann man jetzt alles furchtbar altmodisch finden und voll einen auf #Netflix, #Youtube und #iTunes machen. Nichts gegen diese Plattformen, ich verbringe viel Zeit auf ihnen, doch: Wo findet sich dort Schweizer Journalismus? Das bisschen, das zufällig auftaucht, wurde fast ausschliesslich vom öffentlichen Anbieter produziert.

Was mich zu drei Buchstaben führt, die hier absichtlich noch gar nicht zu lesen waren: SRG. Es ist nämlich letztlich irrelevant, welche Organisation den öffentlichen Auftrag erfüllt. Ebenso die Form der Verbreitung, ob on air oder online. Ein Service public muss mit der Zeit gehen, das zeigt die ungestüme Diskussion jetzt mit Wucht. Das ist aber nicht die Frage an der Urne. Die Frage ist, ob der Service public überlebt.

Und an alle, die beharrlich einen Plan B für die SRG fordern: Ich hab einen. SRG steht neu für «Swiss Revenue Group». Ist zwar etwas blasiert für eine Content Marketing AG mit drei Dutzend Angestellten. Aber wenigstens verstehen's auch chinesische Investoren.

Arthur Honegger ist Journalist und Autor. Lange Jahre war er USA-Korrespondent von SRF, seit 2015 führt er durch das Nachrichtenmagazin «10 vor 10».



Es brannte ihr auf den Nägeln: Doris Leuthard als neugewählte Bundespräsidentin, Dezember 2016; mit Jean-Claude Juncker in Brüssel, April 2017;

# Und Leuthard ging zum Regenbogen

Sie wollten das Beste, doch am Ende kam es schief heraus. Der letztjährige Staatsbesuch von Jean-Claude Juncker, EU-Chefkommissar, ist ein Meilenstein diplomatischer Verirrungen. Hier zeichnen wir nach, wie es dazu kommen konnte. *Von Hubert Mooser*

Bern steht weiter unter dem Eindruck des verunglückten Besuchs von EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker am 23. November. Und es klingt fast ein wenig rat- und fantasielos, wenn der neue Bundespräsident Alain Berset (SP) nach dem definitiven Verdikt aus Brüssel, die Gleichwertigkeitsanerkennung der Börsenregulierung werde nur für ein Jahr gewährt, zu Protokoll gibt: «Wir müssen ab jetzt einen engen Austausch führen, um zu sehen, auf welcher Grundlage wir Vertrauen und Zusammenarbeit aufbauen können.»

Um zu verstehen, welches Psychodrama sich im Bundesrat in den letzten Tagen des verflossenen Jahres nach dem Besuch von EU-Chefkommissar Jean-Claude Juncker abspielte, ist ein kurzer Rückblick angesagt. Wie konnte es zum diesem Staatsbesuch kommen, den auch dem Bundesrat wohlgesonnene Diplomaten gegenüber als «Unfall» bezeichnen? Es gibt Stimmen, die überzeugend begründen, warum man Juncker gar nicht hätte antraben lassen sollen.

## 1. Die Vorgeschichte

Alles begann im Dezember vor einem Jahr. Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) setzte sich für ihr zweites Präsidentschaftsjahr ehrgeizige Ziele. «Ich werde mich darum bemühen, die Normalität mit der EU wiederherzustellen», sagte sie im Interview mit der *Weltwoche*. Die Beziehungen Schweiz–EU waren an einem Tiefpunkt angelangt, sämtliche Verhandlungen auf Eis gelegt. Und Leuthard wollte nun das Eis zum Schmelzen bringen. Gleichzeitig betonte sie

aber: «Es gibt kein Dossier, das uns dermassen auf den Nägeln brennt, dass ich deswegen sofort nach Brüssel reisen müsste.» Auch beim Rahmenabkommen stehe man nicht unter Zeitdruck. Tatsächlich?

Der im Dossier federführende Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) führte zu diesem Zeitpunkt eine ganz andere Diskussion: Er schien gewillt, sein Projekt Rahmenabkommen rasch voranzutreiben. Am Rande des WEF in Davos, im Januar 2017, verkündet er: «Wir wollen den bilateralen Weg. Und wenn wir neue Abkommen wollen oder alte erneuern, dann brauchen wir eine institutionelle Lösung.» Burkhalter erweckte den Eindruck, man stehe kurz vor dem entscheidenden Durchbruch.

Es gab aber viel Unzufriedenheit mit dem Aussenminister in Bundesrat und Parlament über die Art, wie er die Verhandlungen zu diesem Rahmenabkommen seit 2014 managte. Niemand im Bundesrat ausser ihm wusste konkret, was dieses Abkommen beinhaltete und was seine Unterhändler in Brüssel aushandelten. Aber noch mehr nahm man Burkhalter übel, dass er die Deutungshoheit über das institutionelle Rahmenabkommen faktisch der SVP überlassen hatte. Das Argument «fremde Richter», mit dem die SVP dieses Abkommen von Anfang an bekämpfte, war inzwischen in Bern zu einem geflügelten Wort geworden.

Vor diesem Hintergrund sah die aus Abstimmungssiegen gestärkt hervorgegangene Leuthard plötzlich die Chance, ihr Präsidentschaftsjahr

mit einem politischen Coup in der Europapolitik zu krönen. Es kam zum Machtkampf.

## 2. Schlacht im Bundesrat

Am 26. Februar war das Thema EU im Bundesrat traktandiert. Die Sitzung war nach Aussagen diverser Quellen «animiert». Es gab Meinungsverschiedenheiten zur Strategie. Burkhalter soll damals vorgeschlagen haben, dass man die Kohäsionszahlung in Höhe von 1,3 Milliarden Franken der EU fest zusichern solle, um so für gute Stimmung zu sorgen. Eine Mehrheit unter Führung von Bundespräsidentin Leuthard wollte dagegen die Zahlung der Gelder nur gegen konkrete Zugeständnisse.

Zum Beispiel beim Rahmenvertrag oder bei der überfälligen Anpassung des Abkommens über technische Handelshemmnisse. Hier machte die Schweizer Wirtschaft grossen Druck. Zudem war man sich über die Verwendung der Kohäsionsmilliarde im Bundesrat uneins. Kurzum: Burkhalter lief auf, und Leuthard übernahm das Ruder in der EU-Politik.

## 3. Nebel-Flug nach Belgien

Mitte März 2017 weilte der Schweizer Chefunterhändler, Staatssekretär Jacques de Watteville, zu Gesprächen in Brüssel und rapportierte hinterher nach Bern, es gebe ein vages Entgegenkommen der EU beim Rahmenvertrag. Und plötzlich brannte es Leuthard auf den Nägeln. Drei Wochen später, am 6. April, flog die Bundespräsidentin in Begleitung von EDA-Staatssekretärin Pascale Baeriswyl zu





Vertragsunterzeichnung zum Abkommen über Emissionszertifikate in Bern, November 2017.

einem Treffen mit EU-Kommissions-Präsident Juncker nach Brüssel. Sie redeten über die Kohäsionsmilliarde und den Rahmenvertrag. Vor den Mikrofonen gab dann Juncker einen Zeitplan vor: «Es ist unser Anliegen, das Rahmenabkommen vor Jahresende abzuschliessen.» Leuthard, der es noch im Dezember damit nicht pressiert hatte, zeigte sich einverstanden, gab sich vor den Medien jedoch etwas vorsichtiger. «Wir werden dann sehen, ob uns das gelingt und wo wir dann stehen.» Juncker und Leuthard vereinbarten, sich im Herbst noch einmal zu treffen, diesmal jedoch in Bern. Das Fatale an der Geschichte: Leuthard liess den EU-Chefkommissar in der Erwartung, dass es mit dem Rahmenvertrag schon gut komme.

#### 4. Die lahme Ente

Dabei war nur schon der Bundesrat uneins über das Tempo beim Rahmenabkommen. Aber auch CVP-Parteichef Gerhard Pfister und FDP-Präsidentin Petra Gössi liessen in Interviews durchblicken, ein Rahmenvertrag mit der EU sei jetzt nicht prioritär. Von der Wirtschaft bekam Bundespräsidentin Leuthard das gleiche Echo. Im Juni entlud sich der Meinungsstreit im EU-Dossier schliesslich in einem grossen Knall. Aussenminister Didier Burkhalter gab entnervt den Rücktritt. Leuthard verbreitete zwar vor der Kamera wie gewohnt Friede, Freude, Eierkuchen. In einem Fernsehinterview zum 1. August erklärte die Bundespräsidentin: Der Rücktritt von Aussenminister Burkhalter verzögere die Verhandlungen nicht, da der Gesamtbundesrat sich bereits auf die EU-Strategie geeinigt habe. Man werde das Rahmenabkommen in groben Zügen bis Ende Jahr fertigverhandeln. Die Wirklichkeit sah etwas weniger rosarot aus.

Die Landesregierung stand nun vor der Situation, dass der amtierende Fachminister für die Aussenpolitik und das EU-Dossier zu einer lahmen Ente geworden war. Gleichzeitig

wollte man seinen Nachfolger nicht vor vollendete Tatsachen stellen, wie bundesratsnahe Quellen versichern. Dies umso mehr, als der favorisierte potenzielle Nachfolger, Ignazio Cassis, während des Bundesratswahlkampfes erklärt hatte, dass man die Geschichte mit dem Rahmenvertrag neu aufgleisen müsse («Reset-Knopf»).

#### 5. Das falsche Communiqué

Statt den Termin mit Juncker im Oktober ganz zu streichen, was heute viele in Bern als beste Option bezeichnen, verschob man das Treffen auf den 23. November. Mit dem Gegenbesuch, so Eingeweihte, wollte Leuthard aber auch ein Zeichen setzen, dass sich die Beziehung Schweiz-EU normalisiert habe. Hinter den Kulissen bekam man auch zu hören, dass der Bundesrat den Amtsantritt des neuen EDA-Chefs am 1. November abwarten wolle, damit er mit am Tisch sitze. Der Juncker-Besuch war allerdings, streng nach Protokoll genommen, Sache von Bundespräsidentin Doris Leuthard. Der Besuch wurde dann zu einem Fiasko.

Ein Missverständnis folgte auf das andere. Das fing schon bei der Pressemitteilung an, die den Medienleuten vor der Pressekonferenz von Juncker und Leuthard verteilt wurde. Im ersten Communiqué hiess es, dass die Börsenregulierung der Schweiz von der EU für fünf Jahre anerkannt werde. Kaum war das Papier verteilt, kam die Devise, das sei falsch. Die erste Mitteilung wurde eingesammelt und eine zweite Mitteilung verteilt. Darin stand nun, die EU-Kommission müsse der Börsenäquivalenz zuerst zustimmen.

Dann deutete Juncker den Rahmenvertrag zum Freundschaftsvertrag um und erklärte: Man sei sich einig, bis im Frühjahr 2018 den Freundschaftsvertrag fertigzuverhandeln. Leuthard sass daneben und sagte kein Wort, obwohl sie wusste, dass man das so nicht beschlossen hatte. Sie habe den Gast nicht brüskieren wollen, sagen dem Bundesrat

nahestehende Kreise. Diese Aufgabe übernahm Bundesratssprecher André Simonazzi. Er erklärte gegenüber dem *Blick*: «Den Termin vom Frühjahr hat Herr Juncker vorgegeben.» Für den Bundesrat komme Inhalt vor Tempo.

Keine feste Zusicherung bei der Börsenäquivalenz, Unstimmigkeiten beim Rahmenabkommen – somit war keine der Forderungen erfüllt, die der Bundesrat für die Zahlung einer weiteren Kohäsionsmilliarde zur Bedingung gemacht hatte. Und dennoch sagte Leuthard EU-Chefkommissar Juncker vor versammelten Medien weitere 1,3 Milliarden Franken zu. Bundesrat Ueli Maurer (SVP) monierte am Schweizer Radio öffentlich, wenn auch spät, man habe von Brüssel zu wenig erhalten, und kassierte dafür im Bundesrat einen Ruffel.

#### 6. In der Zwickmühle

Es kam noch schlimmer. Just nach Junckers Rückkehr nach Brüssel kündigte die EU-Kommission an, die Schweiz komme auf eine Beobachtungsliste, mit der die EU Staaten an den Pranger stellt, welche ihre Zusagen zur Änderung von Steuerpraktiken noch nicht erfüllt hätten. Anfang Dezember doppelte die EU nach. Man werde der Schweiz die Börsenäquivalenz bloss befristet bis Ende 2018 gewähren. Eine Verlängerung dieser Anerkennung gebe es nur, wenn die Schweiz beim Rahmenvertrag vorwärts mache. Eine harte Landung für Überfliegerin Doris Leuthard im Bundesrat.

Nun steckte die Regierung erst recht in der Zwickmühle. Sollte man jetzt schneller machen mit dem Rahmenvertrag? Oder sollte der Bundesrat, wie SVP-Präsident Albert Rösti meint, den Druck aus Brüssel ignorieren? Noch ist nichts entschieden. Die Regierung will anlässlich einer Klausur Anfang Februar das weitere Vorgehen besprechen. ○

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

# Zentral ist es, Ruhe zu bewahren

Der Sanitärtechnikkonzern Geberit gilt als Star der Industrie. Wie stellt man sicher, dass die Manager nicht übermütig werden? Verwaltungsratspräsident Albert M. Baehny gibt Einblick.

Von Beat Gygi

Ihre Produkte sind nicht glamourös, sie leisten ihre Dienste grossenteils verborgen hinter der Wand oder unter dem Boden, den Kunden ist es eigentlich am liebsten, wenn sie möglichst wenig davon merken und hören – und doch ist es eine der bemerkenswertesten Firmen der Schweiz, die diese herstellt: Der Sanitärtechnikkonzern Geberit aus Jona hat sich im Geschäft mit WC-Spülungen und Rohrleitungen in Europa in enger Kooperation mit den Sanitärinstallateuren eine derart starke Marktposition und Reputation erarbeitet, dass die Firma weit über den Industriesektor hinaus als Star gilt. Ist auch der Chef einer? Ein Stargabe ist bei Verwaltungsratspräsident Albert M. Baehny nicht zu erkennen, er betreibt keine showmässige Selbstvermarktung, aber er spricht selbstbewusst über das Unternehmen: «Wenn ich sehe, wie Geberit heute organisiert ist, wie die Produktion automatisiert ist, und ich das vergleiche mit Wettbewerbern oder mit der Industrie im Allgemeinen, dann muss ich sagen: «Geberit ist enorm gut aufgestellt.»»

## Meisterstandard

Der 65-jährige Baehny ist seit 2003 im Konzern, und seither hat sich der Marktwert des Unternehmens an der Börse verzehnfacht – vor allem auch zur Freude der fast 12 000 Mitarbeiter, von denen viele jeweils die Chance nutzen, dass die Belegschaft zu Vorzugsbedingungen Aktien kaufen kann. Geberit ist eine unauffällige Hochleistungsmaschine. Ihr gelingt es, aus hundert Franken Umsatz rund 25 Franken Betriebsmarge herauszuholen – eine Spitzenleistung, wie man sie etwa noch vom Kunststoffspezialisten Ems-Chemie kennt, einem anderen Schweizer Industrie-champion. Beide zählen zu den effizientesten Unternehmen der Schweiz, bei der Rendite auf dem Eigenkapital kommen sie auf jene Werte von weit über zwanzig Prozent, von denen Banker immer wieder öffentlichkeitswirksam sprachen, ohne sie ernsthaft zu erreichen. Profitabel im Arbeiten und zurückhaltend im Auftreten – Geberit und Ems bilden eine Art Meisterstandard, an dem andere Firmen und ihre Chefs bezüglich Leistung und Disziplin gemessen werden.

Moment, dafür sind viele andere Unternehmen rascher gewachsen als Geberit; ist denn Umsatzwachstum nicht auch wichtig? Sicher, meint Baehny, aber wenn man ein rascheres Wachstum mit einer Einbusse an Solidität und Ertragskraft erkaufen müsse, so sei für ihn klar:



«Solidität hat Vorrang»: Geberit-Chef Baehny.

«Dann hat Solidität Vorrang. Wir sind nicht bereit, uns auf Abenteuer einzulassen.» Riskant könnte etwa eine Grossakquisition sein, bei der veraltete Technologien, Produkte und Prozesse ins Unternehmen kämen. Wichtig ist es also, Disziplin, Solidität und Ertragskraft zu bewahren – und das hängt eng mit Baehnys Person zusammen. 2011 ging es darum, einen Nachfolger für den damals zurücktretenden Verwaltungsratspräsidenten Günter Kelm zu wählen. Der

Verwaltungsrat schlug Baehny vor, der seit 2005 CEO, also operativer Konzernchef war.

Das bedeutete, dass Baehny die Posten von CEO und Verwaltungsratspräsident im Doppelmandat übernehmen sollte – und dies in einer Zeit, in der Corporate-Governance-Experten und Stimmrechtsberater aus allen Rohren gegen solche Machtballungen bei Nestlé, Lindt & Sprüngli und anderen Firmen schossen. Der Verwaltungsrat wollte es aber so, denn das Gremi-

um fand, die Werte und die Kultur von Geberit seien bei Baehny am besten aufgehoben: beim soliden Waadtländer aus dem eigenen Haus, dem Gegenbild zu einem allfälligen externen Präsidenten, der dann womöglich mit der gutgefüllten Firmenkasse leichtfertig auf Einkaufstour ginge. So begab sich Baehny als Garant für Zurückhaltung und Bescheidenheit in die Schusslinie und musste viel Kritik für das Doppelmandat einstecken, bis er 2014 den CEO-Posten plangemäss abgab und sich aufs Verwaltungsratspräsidium konzentrierte. Heute ist er auch Verwaltungsrat von Lonza. Unfair findet er die mangelnde Würdigung seitens der Kritiker, dass er in der Doppelmandatszeit, im Gegensatz zu andern, auf den Präsidentenlohn verzichtet und nur das CEO-Gehalt bezogen habe.

### Die richtigen Leute auswählen

Es gab natürlich auch für Baehny eine Zeit vor Geberit. Nach dem Biochemiestudium in Freiburg begann er eine Doktorarbeit, nach einem Jahr wurde er aber an einer wissenschaftlichen Konferenz von der damaligen Genfer Biotechnologiefirma Serono abgeworben. Nach vier Jahren in der Forschungsabteilung begann ihm dieses Feld zu eng zu werden, er wollte ins Management und bewarb sich bei etlichen grossen Konzernen. Er hatte bei Hoffmann-La Roche schon die Stelle eines Marketingassistenten zugesagt, da wendete sich zugunsten von Dow Chemical das Blatt noch: Marketing sei der falsche Weg, er müsse an der Basis anfangen, in den Verkauf gehen, die Front kennenlernen. So begann Baehny seine Managerkarriere bei Dow Chemical Deutschland im Verkauf. «Ich hatte keine Ahnung vom Vertrieb, mein Deutsch war katastrophal, es war ein Sprung ins kalte Wasser. Die Person hat mich überzeugt, nicht der Job», meint er heute. Das amerikanische Unternehmen faszinierte ihn, der Erfolgshunger, die Teamarbeit, die Überzeugung, zu den Besten zu gehören, wirkten motivierend auf ihn.

Eindrücklich war für ihn, wie der damalige Konzern-CEO bei einem Besuch in Europa jeden der zwanzig jungen Mitarbeiter mit Namen ansprach und auch wusste, dass Baehny ein guter Bergsteiger war. Für eine solche Person sei er dann nicht mehr nur 100 Prozent, sondern 300 Prozent Leistung zu bringen bereit gewesen. In seiner Zeit bei Dow (1981–1993) habe er von einem sehr guten Förderer viel gelernt, dieser habe ihm Spielraum gelassen, aber auch genaue Rückmeldungen gegeben. Das findet er umso wichtiger, als allzu viele Manager heute ja kaum mehr Aufgaben richtig delegieren würden, sondern zu viel kontrollieren wollten. Danach folgten Stellen bei Ciba-Geigy, Vantico und Wacker Chemie, bis er 2003 zu Geberit kam, um den Bereich Marketing und Vertrieb Europa zu leiten. Zwei Jahre später setzte er sich im Wettbewerb um den CEO-Posten durch.

Wenn Baehny sozusagen der Hüter der Kultur des Unternehmens ist – was heisst das ge-

nau? Er sagt es so: «Ich bin überzeugt, dass Kultur wichtiger ist als Strategie. Nur mit der geeigneten Kultur kann man eine Strategie umsetzen.» Aber wie lässt sich Kultur umschreiben? Er nennt ein Beispiel, das für ihn einfach, aber wichtig ist: Er und sein Team kennen die Putzfrau mit Vornamen. Bei aller Bedeutung von Strategie und konsequenter Umsetzung müsse der Mensch im Mittelpunkt stehen. Viele Kollegen in andern Firmen würden den Namen ihrer Putzfrau nicht kennen, das besage vieles. Er schenke dieser auch persönlich Blumen zum Geburtstag, denn dass er morgens in ein sauberes Büro kommen könne, sei ihm viel wert.

Er umschreibt den Begriff Kultur mit einer weiteren Erinnerung: Als er CEO wurde, fuhr er weiterhin sein altes Geschäftsauto, und die Mit-

### Seiner Ansicht nach ist es vor allem eine Charakterfrage, ob man zum Unternehmen passt oder nicht.

arbeiter fragten sich allmählich, wann er denn endlich den Chef-Wagen kaufe. Er jedoch habe keinen Anreiz gehabt, den Wechsel auf den CEO-Posten mit einem neuen Auto zu unterstreichen. Seiner Ansicht nach ist es vor allem eine Charakterfrage, ob man zum Unternehmen passt oder nicht. Für die Leute, die zu Geberit kommen und bleiben wollten, seien nicht Geld oder Statussymbole die Motivation, da handle es sich um eine bestimmte Selektion von Typen. «Und ich werde alles tun, um die Kultur der Firma weiterhin zu verteidigen», fügt er an, die Auswahl der richtigen Leute zähle zu seinen Hauptaufgaben.

### Mit Bestimmtheit führen

Baehnys Kompass wurde auch durch Vorbilder geprägt. Beim Bergsteigen seien seine Seilschaftspartner jeweils älter gewesen als er, bei ihnen habe er gesehen, wie man im Beruf Erfolg haben, eine Familie haben und zudem noch Spitzenleistungen am Berg erbringen könne. Prioritäten zu setzen und im entscheidenden Augenblick Ruhe zu bewahren, sei zentral. Wichtiges habe er auch von seinen Eltern sowie den Trainern in der Leichtathletik bei den 1500- und 3000-Meter-Rennen oder im Langlauf gelernt: Ohne Training, Anstrengungen und Willen sind keine Spitzenleistungen möglich.

Damit ist er praktisch in der Aktualität. Die Märkte werden für Geberit eher schwieriger als einfacher. Fast die Hälfte des Umsatzes stammt aus Deutschland und der Schweiz, die breitere geografische Abstützung der Geschäfte muss weitergetrieben werden. Immer wieder taucht auch die Frage auf, wie lange die Baukonjunktur noch in Schwung bleibe, und bei den Sanitärinstallateuren zeichnet sich ein Mangel ab. Zudem hat das Geschäftsmodell, wie es in Europa funktioniert, in Asien keine Basis. Vielerorts ist die Branche nicht so organisiert, dass ge-

schulte Sanitärinstallateure die zentralen Geschäftspartner von Geberit sind, da muss man neue Modelle finden, etwa via Architekten oder Bauherren. Baehny verweist auch in diesem Zusammenhang auf die Wichtigkeit eines verlässlichen Kompasses: «Es gibt viele Märkte, die wir noch erobern können, aber wir bleiben uns treu.» Auch in den Schwellenländern soll die schweizerische Technologie zum Verkauf kommen, man sei ein Nischenplayer am oberen Ende der Pyramide. So suche man in China mit hochstehender Technologie Fuss zu fassen und die Standards zu verbessern, was aber etwas länger dauere, als es etliche erwarten würden.

Unternehmen, die Baehny heute speziell bewundert, sind etwas anders gelagert als Geberit. Es sind Computer- und Netzriesen wie Apple oder Alibaba. Genial findet er vor allem Geschäftsmodelle, bei denen nicht der Kauf von Produkten, sondern das Abonnieren von Leistungen die Grundlage bildet, etwa bei der Fahrdienstplattform Uber, dem Wohngelegenheitsvermittler Airbnb oder der Musikplattform Spotify. «Ich bewundere die Leute, die eine Art *zero cost*-Unternehmen aufbauen und Anbieter und Nachfrager auf diesen Plattformen zusammenbringen», sagt er. Aber die traditionellere Welt, in der sich Geberit bewegt, sieht er doch nicht so weit davon entfernt. «Es kommt nicht nur die Digitalisierung, sondern auch die Konvergenz verschiedenster Technologien auf uns zu und beschleunigt die Veränderungen.» Für den Präsidenten eines Verwaltungsrats stellt sich vor allem auch die Frage, ob die richtigen Leute im Verwaltungsrat sind, wenn die grösseren Veränderungen kommen. Wären vor diesem Hintergrund Amtszeitbeschränkungen sinnvoll? Baehny winkt ab; nein, das sei zu unflexibel. Wenn ein Erneuerungsprozess nötig sei, müsse man den Mut haben, mit Bestimmtheit zu führen. ○

## MULTIPORALE WELT



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up ([www.reichmuthco.ch](http://www.reichmuthco.ch)), was das für Sie als Anleger bedeutet.»

Christof Reichmuth  
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS

**REICHMUTH & CO**

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

TÖDISTRASSE 63 8002 ZÜRICH 044 299 49 49

# «Huren-Heiko» öffnet sich

Sein Geschäftsmodell versetzt die Boulevardpresse seit Wochen in Erregung: «Huren-Heiko» mietet in Zürich Ferienwohnungen an, um zumeist deutschen Prostituierten einen Arbeitsplatz zu bieten. Was sagt der Mann aus Hannover selber dazu? Die *Weltwoche* hat mit ihm gesprochen. Von Alex Baur

Aus seiner Sicht organisiert er fröhliche «Mädchen-WGs», für den *Blick* ist er der frechste «Zuhälter», den das Land je erduldet hat. Die Boulevardpresse hat auch schon einen Namen gekalauert, den er so schnell wohl nicht mehr wieder abstreifen wird: «Huren-Heiko». Die Rede ist vom deutschen Werber Heiko S. aus Hannover. Der 46-Jährige hat im letzten Jahr in Zürich und Umgebung Dutzende von Ferienwohnungen angemietet, die vorübergehend zur Prostitution genutzt wurden.

Ein Jahr lang merkte offenbar kaum jemand etwas. Aufgeflogen ist das Geschäftsmodell im letzten Dezember. Die Stadtpolizei Zürich meldete sich per Mail bei einer Mieterin und machte sie darauf aufmerksam, dass in ihrer Wohnung an der Badenerstrasse beim Albisriederplatz in Zürich mutmasslich ein Bordell betrieben werde. Ob sie das bitte klären könne. Die Dreissigjährige sagt, sie sei aus allen Wolken gefallen. Sie befand sich gerade wegen eines Sprachaufenthalts für drei Monate auf Hawaii. Während dieser Zeit hatte sie ihre Wohnung an Heiko S. untervermietet. Und das war nicht der einzige Fall, wie sich schnell herausstellte. Die *Weltwoche* bat den Deutschen um eine Erklärung.

## Wie kommen Sie dazu, Wohnungen für Prostituierte in Zürich zu mieten?

So vor zwei Jahren zog eine Bekannte von mir aus Deutschland in die Schweiz, um hier anzuschaffen. Sie hat in der Nähe von Zürich, in Oberengstringen, eine Wohnung angemietet. Das kostete 7500 Franken im Monat, für drei Zimmer...

... das erscheint sogar für Zürcher Verhältnisse ziemlich viel für eine Wohnung. Handelte es sich nicht eher um ein Bordell?

Na ja, das kann man schon so sagen. Meine Bekannte brachte, sag ich mal, eine Freundin mit, die brachte auch noch eine Freundin mit. So verteilte sich der hohe Betrag auf drei Frauen.

Handelt es sich bei dieser Bekannten um Ihre Geschäftspartnerin Sabrina S.?

Genau. Der Hausbesitzer, er war schon über siebzig, hatte im Obergeschoss selber einen Klub, auch mit drei Mädchen. Unser Laden lief gut, der von ihm weniger. Das gab halt Probleme. Der greise Mann versuchte die Gäste umzuleiten, indem er die Schilder der beiden Salons vertauschte und dergleichen. So mussten wir vor eineinhalb Jahren etwas Neues suchen. Das ist aber nicht so einfach.



«Die Matratze würde ich wohl wechseln»: Sex-Unternehmer Heiko S.

Und da sind Sie auf die Idee gekommen, Ferienwohnungen anzumieten – von Leuten, die gar keine Ahnung hatten, dass ein Bordell daraus werden würde?

«Ich habe immer grossen Wert auf Legalität gelegt, aber das ist gar nicht so einfach.»

Vorerst noch nicht. Zuerst hatte ich eine Praxis für Physiotherapie gemietet, in Zürich Altstetten, dann in Kloten eine Massagepraxis, alles schön möbliert, inklusive Massageliege.

War das eine Praxis für Massagen mit oder ohne Happy End?

Danach habe ich nicht so genau gefragt. Ich habe das Objekt mit meiner Bekannten angemietet. Das lief anfänglich ganz gut. An beiden Orten reklamierten aber schliesslich die Nachbarn und verlangten eine Mietzinsreduktion wegen uns. Tja, da hatten wir schon wieder ein Problem.

Waren die Erotiksalons offiziell gemeldet?

Die Frauen waren immer gemeldet, als selbständige Masseusen. Die Polizei hat immer wieder mal reingeschaut, alles okay. Als es Reklamationen gab, hiess es in Zürich, der gesetzliche Wohnanteil betrage in der Gegend über 50 Prozent, ein Erotikbetrieb sei deshalb nicht erlaubt. Auch in Kloten wurden baurechtliche Einwände vorgebracht.

**Gemäss meinen Recherchen gab es aber auch etwa Bussen wegen Anschaffens ohne Bewilligung.**

Ach, da war mal was wegen einer Freundin aus Deutschland, die zu Besuch gekommen war. Die hat dann spontan auch mal einen Gast bedient, als zufällig gerade eine Polizeikontrolle war. Wie das eben so ist. Das war aber nicht die Regel.

**In den Ferien- und Businesswohnungen, auf die Sie sich schliesslich verlegten, gibt es solche Probleme weniger. Die Vermieter sind irgendwo im Ausland und wissen gar nicht, was in ihrer Wohnung so abläuft. Was haben Sie eigentlich der Polizei für die Bewilligungen angegeb-**

ben? Die Mädchen in diesen Wohnungen betreiben einen Escort-Service.

Das heisst, die Gäste können sie ins Hotel oder zu sich nach Hause bestellen. So registrierten sich die Mädchen auch bei den Behörden.

**Das war wohl eher Theorie. In der Praxis kamen die Freier in die Wohnungen zu den Frauen – oder bestreiten Sie das?**

Nicht unbedingt. Man kann es aber natürlich nicht verhindern, dass ein Mädchen einen Gast in die Wohnung nimmt. In einer grossen Liegenschaft merkt das ja eh kaum einer. Vor allem, wenn im selben Gebäude noch irgendeine Arztpraxis oder sonst ein Geschäft untergebracht ist. Das ist ja eigentlich ein sehr diskretes Geschäft. Die Gäste möchten nicht unbedingt gesehen werden. Da gibt es keine Schilder oder Schaufenster, das läuft alles übers Internet.

**Warum ist es dann aufgefliegen?**

Bei den meisten Wohnungen gab es keine Probleme. So ein bis zwei Monate lang merken die Nachbarn in der Regel ohnehin nichts. Dann ist man ja meistens wieder weg. Den meisten Mietern ist es egal, was in der Nachbarwohnung läuft. Die Gäste gehen bei den Mädchen auch nicht im Viertelstundentakt ein und aus. Die meisten bleiben eine Stunde. Das ist nicht wie bei der Strassenprostitution. In Wollishofen war es so, dass es einen Streit zwischen zwei Frauen wegen eines Diebstahls gab. Erst als die Polizei mit der Spurensicherung auf den Plan trat, wurde der Vermieter hellhörig. In Albisrieden meldete sich die Polizei aufgrund eines Inserates direkt beim Mieter.

**Würden Sie es schätzen, wenn Ihre Wohnung heimlich als Bordell benutzt würde?**

Na ja, die Matratze würde ich wohl wechseln, wenn da schon hundert oder zwei-

hundert andere drin gelegen haben. Aber die Vermieterin vom Albisriederplatz hat die Wohnung ohne Matratzen vermietet. Sie hat mir gesagt, ihr sei früher schon mal dasselbe passiert. Vielleicht ahnte sie ja etwas.

**Offenbar betreiben Sie dieses Geschäftsmodell nicht exklusiv. Überraschend ist das**

**Ausmass. Sie sollen Dutzende von Ferienwohnungen vorübergehend angemietet haben. Hat-ten Sie deswegen nie Probleme mit der Polizei?**

Ich weiss nicht mehr genau, wie viele Wohnungen es waren. Das hat sich halt so rumgesprochen, da kam ein Mädchen nach dem anderen. Aber man hatte immer einen guten Kontakt mit der Polizei. Die wollen vor allem Zwangsprostitution verhindern. Und wenn es mal zu einer Ordnungs-

widrigkeit kommt, dann gibt's halt eine Busse.

**Das sagen Sie jetzt so locker. Das meiste wird einfach nicht aufgedeckt.**

Ich habe immer grossen Wert auf Legalität gelegt, aber das ist gar nicht so einfach. Offiziell ist die Prostitution in der Schweiz ein völlig legaler Broterwerb – wie Elektriker

---

**«Die Mädchen arbeiten auf eigene Rechnung. Ich bin ihnen bloss behilflich.»**

---

oder Klempner. Prostituierte, die in ihrer Wohnung im kleinen Rahmen selbständig anschaffen, brauchen in der Stadt Zürich theoretisch keine Bewilligung. Aber dann gibt es Gesetze wie eben den Wohnanteil, die einen legalen Betrieb faktisch wieder verunmöglichen. Prostituierte werden aus den zentralen Lagen verdrängt, doch dort ist nun mal das Geschäft.

**Sie werden von diversen Medien als Zuhälter bezeichnet. Was sagen Sie dazu?**

Ich bin kein Zuhälter. Die Mädchen arbeiten alle auf eigene Rechnung. Ich bin ihnen bloss behilflich. Die Mietverträge sind eine Gefälligkeit, bei den Mieten bekomme ich nicht mehr als meine Kosten rückerstattet. Na ja, vielleicht gibt es mal einen Obolus.

**Mir kommen die Tränen – Sie wollen mir weismachen, dass im Erotikgeschäft irgendjemand etwas gratis macht, aus reiner Nächstenliebe?**

Nein, aber mein Geschäft ist die Werbung. Und wenn die Mädchen keine Bleibe haben, können sie auch keine Werbung schalten. Also biete ich ihnen ein Gesamtpaket an. Das

beinhaltet neben der Hilfe bei der Beschaffung von Bewilligungen eben auch Wohnungen. Ich bin ein Dienstleister, ich arbeite nicht auf Provisionsbasis. Das Erotikbusiness ist allein Sache der Frauen. Ich habe das nicht unter Kontrolle, ich mache keine Vorschriften. Ich habe keine Handhabe, wenn Regeln nicht eingehalten werden.

**Wenn ich das richtig verstehe, betreiben Sie so etwas wie Uber für Prostitution?**

Das können Sie so sehen. Die meisten Mädchen, die ich berate, sind keine professionellen Prostituierten. Die arbeiten als Sekretärinnen, Arztgehilfinnen, einige studieren. Dann kommen sie mal für ein paar Wochen in die Schweiz, um etwas dazuzuverdienen. Die wollen nicht in Deutschland anschaffen, weil man sie dort erkennen könnte, weil vielleicht plötzlich der Nachbar oder der Onkel vor der Tür steht. Die Werbung läuft fast ausschliesslich übers Internet, da sind die Mädchen eben erkennbar. Deutsche Kunden surfen nicht auf Schweizer Plattformen. Kommt dazu, dass sich Prostituierte in Deutschland neuerdings registrieren lassen müssen. Und das wollen viele nicht.

**Es wurde berichtet, Sie seien mit den Hells Angels verbandelt. Der Chef des Zürcher Ablegers liess mir zwar ausrichten, er kenne Sie nicht. Aber wie sieht es mit den Engeln in Ihrer Heimatstadt Hannover aus?**

Ach, es gibt da private Kontakte. Aber nicht geschäftlich.

**Von Haus aus sind Sie Ingenieur. Ihre Karriere ist, sagen wir mal, eher unkonventionell.**

Während des Studiums kam ich in Kontakt mit der Erotikszene. Ich kannte mich aus mit Computern, das war gefragt. Ich sah halt, dass man damit gut verdienen konnte. Seit 2001 arbeite ich selbständig in der Erotikwerbung – Plattformen, Webcams und dergleichen. Mit dem Internet verflössen die Grenzen zwischen Amateuren und Profis. Ich habe mich mit der Szene entwickelt.

**Was motivierte Sie zur Expansion in die Schweiz?**

Sabrina, meine Bekannte. Sie brauchte Unterstützung, ich habe mich kundig gemacht, über Gesetze und dergleichen. In jedem Land läuft das Geschäft etwas anders. In der Schweiz sind die Einkünfte markant höher, allerdings auch die Werbekosten und Mieten. Hier muss ein Mädchen schon mit monatlichen Fixkosten von 3500 Franken rechnen, aber unter dem Strich rechnet sich das immer noch.

**Als die Boulevardpresse Sie «Huren-Heiko» taufte, haben Sie sich sofort die Website huren-heiko.ch gesichert. Hat sich das schon ausbezahlt? Gedenken Sie zu expandieren?**

Das war ein professioneller Reflex. Ich weiss noch nicht wirklich, was ich damit mache. Vorläufig nutze ich die Website als Link zu einer anderen Plattform. Ich habe die Klicks noch nicht auswerten lassen. ○



Heiko S. im Blick vom 29. Dezember.

# Freizeit statt Freiheit

Während Christian Levrat zum Klassenkampf aufruft, verabschiedet sich das neue SP-Wirtschaftspapier von der Überwindung des Kapitalismus. Was ist los bei den Sozialdemokraten?

Von Christoph Mörgeli

Im Frühjahr will die SP Schweiz ein neues Wirtschaftspapier verabschieden. Es trägt den Titel «Wirtschaft 4.0» und die Handschrift von SP-Vizepräsident Beat Jans. Der in Deutschland erfundene Begriff «Wirtschaft 4.0» zeigt die vierte Stufe der industriellen Revolution an, nämlich die vielbeschworene Digitalisierung. Die früheren Stufen betrafen die Industrialisierung durch Wasserkraft und Dampf, dann die Elektrisierung und Motorisierung sowie drittens die Automatisierung durch Elektronik und IT. Die parteiintern heftig diskutierte «Überwindung des Kapitalismus» des Parteiprogramms von 2010 soll still und leise entsorgt werden. «Mit Ausdrücken wie «Klassenkampf» fühlen sich die Leute vor den Kopf gestossen», erklärte der SP-Wirtschaftspolitiker Beat Jans der *Sonntagszeitung*.

Das neue Programm versucht den Spagat zwischen einer gewissen Öffnung gegenüber Marktwirtschaft und KMU-Politik und der unverzichtbaren Polemik gegen die «Superreichen», denen die SP mit einer «Finanztransaktionssteuer» auf den Leib rücken will. Mit der Forderung nach mehr Mitbestimmungsrechten bleibt die Partei ihrem Konzept der «Wirtschaftsdemokratie» treu. Obwohl die gesunkene Kaufkraft der «gewöhnlichen Leute» bedauert wird, steht das Bedürfnis nach mehr Lohn nicht im Vordergrund. Statt Lohnforderungen zu erheben, ertönt der Ruf nach Freiheit – allerdings nur nach der Freiheit von der Arbeit, sprich: nach mehr Freizeit.

## Seit langem schwelender Richtungsstreit

Die gemässigte Neuausrichtung auf aktuelle ökonomische Herausforderungen sorgt vor allem beim linken Parteiflügel für Unruhe. Dieser hatte im Dezember 2016 bei den Delegierten ein Wirtschaftspapier durchgesetzt, das die Überwindung des Kapitalismus konkretisierte; um ein Haar hätten die Jungsozialisten sogar die «Verstaatlichung der Produktionsmittel» durchgebracht. Parteichef Christian Levrat hatte zuvor explizit zum Klassenkampf aufgerufen und eine linke Wende vollzogen. Der Vizepräsident der SP-Fraktion, Cédric Wermuth, reagierte vor einem Jahr ungehalten auf die Ankündigung eines neuen, umfassenden Wirtschaftskonzepts und höhnte über die entsprechende «Beschäftigungstherapie». Getreu seiner marxistischen Ideologie wollte er sozialdemokratische politische Ökonomie konsequent von den «sozialen Kämpfen um Macht, Herrschaft und Ausbeutung» her denken. Für



«Zunehmend extremer Linkskurs»: SP-Präsident Levrat.

die Parteilinke ist der Begriff «Mittelstand» ein Unwort; sie möchte vielmehr die «Care-Arbeit», die «working poor», Sozialhilfeempfänger, die ausgebeutete Dritte Welt sowie die Sans-



Daniel Jositsch.

Papiers ins Zentrum stellen. Ende Februar 2017 eskalierten die Gegensätze. Der überraschend zurücktretende Zürcher SP-Präsident Daniel Frei ortete beim linken Parteiflügel «sektiererische Züge». Eine «reformorientierte Plattform» der Ständeräte Pascale Bruderer und Daniel Jositsch bekannte sich zu einer liberalen Gesellschaftsordnung, zu Selbstverantwortung, Wettbewerb, Marktwirtschaft und unternehmerischem Freiraum. Auch die Nationalrätin-

nen Chantal Galladé und Evi Allemann sowie der Zürcher Regierungsrat Mario Fehr zählen zum Reformflügel. Von links trifft sie deshalb unverhohlen der Vorwurf von grundsatzlosem Opportunismus und Karrieredenken. Ungeklärt ist die Position von SP-Vorzeigunternehmerin Jacqueline Badran. Ihr Programm – so munkeln parteiinterne Kritiker – heisse weiterhin ausschliesslich «Jacqueline Badran».

## Aufstand in Neuhausen

Landesweite Beachtung fand im Dezember ein offener Brief der Ortssektion Neuhausen am Rheinflall an die Leitung der SP Schweiz. Die Schaffhauser Industriegemeinde mit über zehntausend Einwohnern bildet seit Jahrzehnten eine sozialdemokratische Hochburg. Eine Diskussion im örtlichen Parteivorstand hatte zuvor übereinstimmend eine beträchtliche Unzufriedenheit über den «zunehmend extremen Linkskurs» der nationalen Partei er-

geben. Die Gesellschaft brauche eine realistische soziale Politik mit Augenmass und Vernunft. Jedenfalls sei die SP Neuhausen nicht mehr bereit, das Feld «kampfflos einigen wenigen linken Scharfmachern in SP, Juso und AL» zu überlassen. Denn man wolle weder den Kapitalismus überwinden noch die Armee oder die Marktwirtschaft beseitigen.

Im Namen des Vorstandes unterzeichnete Daniel Borer das Manifest, der als leitender Arzt für Anästhesiologie am Kantonsspital Winter-

## Für die Parteilinke ist der Begriff «Mittelstand» ein Unwort.

thur arbeitet. Borer kritisierte, «dass der extrem linke Flügel den Takt vorgibt und in der Öffentlichkeit immer wieder prominent Stellung bezieht». Entzündet hatte sich der örtliche Aufstand der Unterstützung des «Feministischen Manifests» und der 99-Prozent-Initiative, die das Kapitaleinkommen eineinhalbmal so stark besteuern will wie das Arbeitseinkommen. Die SP Neuhausen beurteilt dies gegenüber den *Schaffhauser Nachrichten* als «wirtschaftsfeindlich und gesellschaftsfeindlich». Der Mediziner Borer, der sich als «Anhänger des liberalen Gedankenguts» bezeichnet, bekannte offen, dass sogar über einen Parteiwechsel diskutiert worden sei. Man wolle aber keine Spaltung, sondern die nationale Partei aufrütteln. Dies gehe nicht ohne Kompromisse und einen vernünftigen Dialog.



Daniel Borer.

Die SP Neuhausen bezog sich in ihrem offenen Brief ausdrücklich auf den «reformorientierten Flügel» der SP Schweiz und bedauerte, dass dieser auf der offiziellen Homepage nicht erwähnt wird.

Weder Parteipräsident Christian Levrat noch Fraktionschef Daniel Nordmann wollten sich zum Neuhauser Aufstand äussern. Vizepräsident Cédric Wermuth wiegelte gegenüber Radio SRF ab: «Das ist für die Partei bereichernd – sicher kein Problem.» Er bestritt, dass sich die Partei nach links bewege und setzte selbstsicher auf die demokratische Ausmarchung an den Delegiertenversammlungen und Parteitag. Damit müsse die unterlegene Minderheit leben können. Dem Vernehmen nach hatte auch die Schaffhauser SP keine Freude an der öffentlichen Wortmeldung aus Neuhausen. Mindestens mit der Armeeabschaffung dürfte aber auch Kantonalpräsident Daniel Meyer seine liebe Mühe haben. Der 32-jährige Hallauer Sozialvorstand bekleidet immerhin den Grad eines Majors. ○

## Prominente

# Starkes Geschlecht

## Die Schweizer Fussball-Legende Jakob Kuhn feiert bald den 75. Geburtstag. Für den Ex-Nationaltrainer schon jetzt das grösste Geschenk: die Ehe mit Jadwiga Cervoni.

Auf der Zielgeraden ihres Lebens schöpfen immer wieder bestandene, unzweifelhaft starke und sogar berühmte Männer Kraft aus einer neuen Liebe: Der Schweizer Jahreshandschriftsteller Friedrich Dürrenmatt ehelichte 1984 als 63-Jähriger die resolute deutsche Schauspielerin Charlotte Kerr; Rad-Ikone Ferdy Kübler startete 1994 als 75-jähriger AHV-Bezüger an der Seite der früheren Flight-Attendant



Köbi Kuhn mit Gattin Jadwiga.

Christina zu einer neuen Etappe. Helmut Kohl lancierte 2008 mit der 34 Jahre jüngeren, zupackenden Maïke Richter sein Liebesleben nochmals neu. US-Präsident Donald Trump ging den (derzeit gültigen) Bund für die Ewigkeit mit Melania im Alter von 59 ein.

### Eheliche Denkmalpflege

Die Beispiele haben etwas gemeinsam: Oft reagiert das Umfeld der Frischvermählten mit Skepsis und Argwohn. Die grösste Sorge: Ab einem gewissen Alter kann der dritte Frühling auch in eine fürsorgliche Fremdherrschaft ausarten. Alte Seilschaften werden gekappt, jahrelange Freundschaften aufs Abstellgleis manövriert. Neue Frauen kehren oft mit eisernen Besen, was die vor Liebe blinden Männer selbstredend noch so gerne übersehen.

Darf man von ehelicher Denkmalpflege sprechen? Auch Jakob «Köbi» Kuhn, der populärste Zürcher der Welt, als Mittelfeldspieler und Nationaltrainer zum Kulturgut aufgestiegen, beglaubigte standesamtlich kurz vor seinem 75. Geburtstag die Beziehung mit der dreizehn Jahre jüngeren Polin Jadwiga Cervoni.

Die Frau an Kuhns Seite beweist Geschäftssinn. Mit der Kinderkrippen-Kette Bambi füllte Cervoni in den neunziger Jahren eine Marktlücke. Als Lokalpolitikerin machte sie sich in Birmensdorf für eine Steuersenkung stark. Als nachbarschaftliche Vertrauensperson gehörte sie schon damals zum Bekanntenkreis von Kuhn. Später erzählte sie den Reportern, dass sie jeweils am Geburtstag von Köbis Ex-Frau Alice mit ihren Krippenkindern den Kuhns ein Ständchen gebracht habe.

Nun gibt sie mit weiblicher Überzeugungskraft und Stimmgewalt selber im Hause Kuhn den Ton an. Die geplante Rückkehr ihres Gatten in sein gewohntes Heimatrevier Zürich Wie-

dikon unterdrückte sie im Ansatz. Stattdessen veranlasste sie die Zusammenlegung der beiden Haushalte in Birmensdorf.

Weil sie weiss, dass eine gemeinsame Kommunikationsstrategie der Schlüssel für ein harmonisches Leben ist, löschte sie die frühere Mail-Adresse des Gatten und ersetzte sie durch eine gemeinsame Anschrift. Die Telefonhoheit besitzt sie schon länger. Wer Köbis Natelnummer wählt, hat den direkten Draht zu Jadwiga. Und wer mit dem

Mann im Haus sprechen will, bekommt die Auskunft ebenfalls von seiner Frau. Jadwiga kümmert sich um alles, gemäss eigener Aussage auch um das Schneiden der Nasenhaare und Kupieren der Fussnägel (bei Köbi). Will er nach dem Mittagessen einen zweiten Kaffee bestellen, schreitet Jadwiga aus gesundheitlichen Gründen ein.

Auch bei der Optimierung der wirtschaftlichen Situation macht Frau Cervoni Kuhn Nägel mit Köpfen. Medienanfragen für eine Homestory oder eine Reportage beantwortet sie mit einem finanziellen Forderungskatalog. 5000 Franken beträgt der Richtpreis für eine Geschichte mit dem Liebespaar. Das Projekt für eine Biografie ihres Mannes stoppte sie nach anfänglicher Einigung am Tag der Vertragsunterzeichnung, weil ein Grundhonorar von 10 000 Franken dem Standing eines Ex-Nationaltrainers bei weitem nicht genügt. In Polen liess sie auf Eigeninitiative eine Steinbüste von Sepp Blatter erstellen – und wollte diese dem ehemaligen Fifa-Präsidenten verkaufen: zum Schnäppchenpreis von 25 000 Franken. Blatter lehnte dankend ab.

Köbis Neue hat ihrem Mann einen neuen Lebensinhalt erschlossen – das schöne Leben auf Kreuzfahrtschiffen und in Luxushotels. Nach einer Donaureise durch sechs Länder folgten 2017 horizontweiternde Kurztrips nach Argentinien, Brasilien, Peru und Paraguay. Die Spiele der Nationalmannschaft sind ohnehin Pflicht. Dazwischen müssen die Vermählten aber immer wieder nach Birmensdorf. Denn im familieneigenen Gartenteich muss der Alt-Nationaltrainer die asiatischen Enten füttern. Die Brutkästen zur Arterhaltung sind im Keller untergebracht.

Am 12. Oktober 2018 feiert Jakob Kuhn den 75. Geburtstag. Wer ihm gratulieren will, wendet sich an Jadwiga. Sie wird die guten Wünsche weiterleiten. *Thomas Renggli*

# Der Fall des Fussball-Professors

Jiri Dvorak war eine der schillerndsten Figuren im Weltfussball – bis er aus seinem Reich vertrieben wurde. Ein Hausbesuch.

Von Thomas Renggli und Lukas Maeder (Bild)

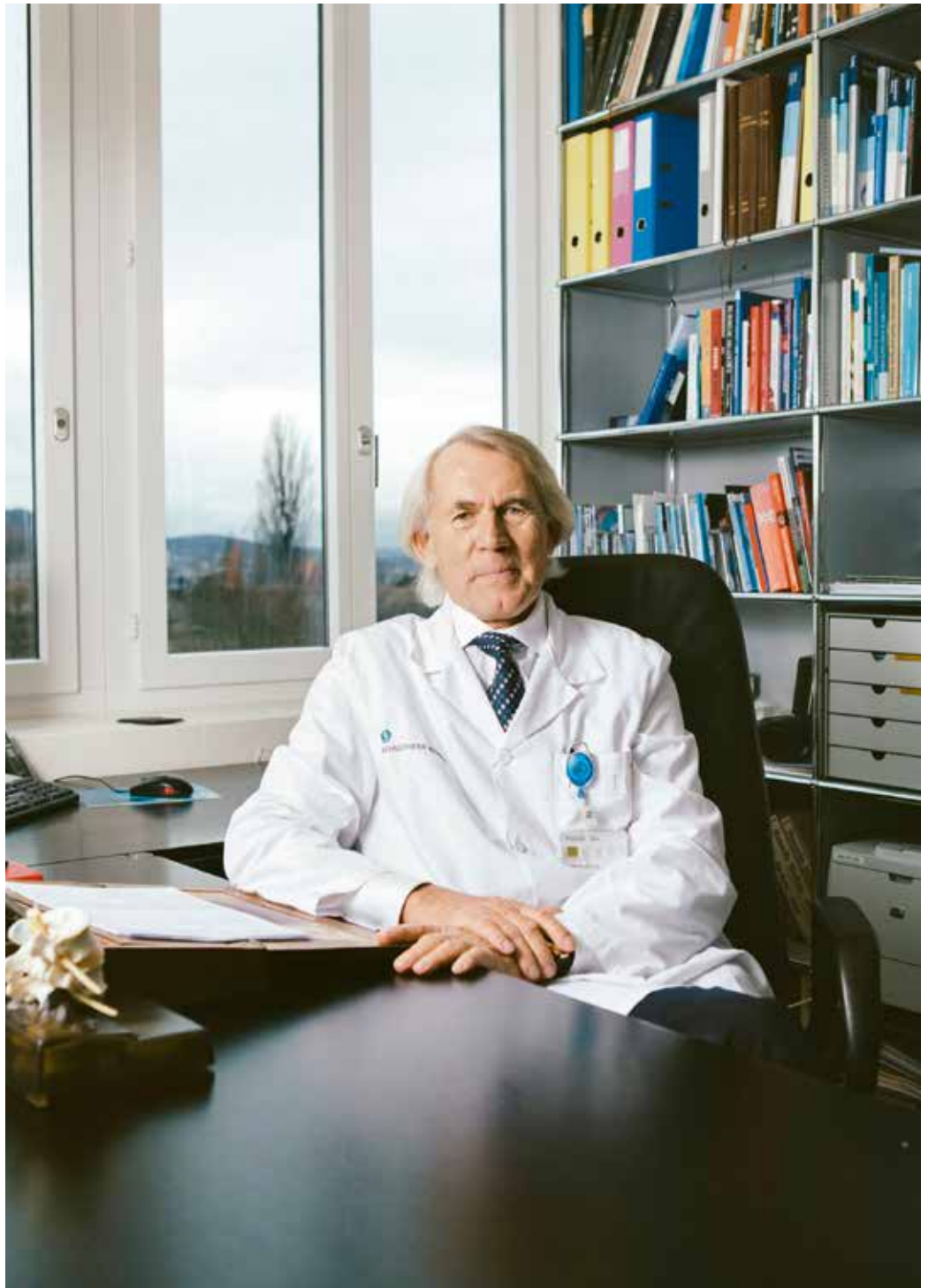
Die Schrebergarten-Kolonie im Zürcher Seefeld, die Tennisplätze der Sportanlage Lengg, die Psychiatrie Burghölzli, die Glarner Alpen im Hintergrund: Aus seinem Büro im zweiten Stock der Zürcher Schulthess-Klinik blickt Jiri Dvorak auf prächtige Facetten des helvetischen Alltags. Doch der Horizont des gebürtigen Pragers endet nicht bei den weissen Gipfeln der Berglandschaft: «Sie haben Glück, mich noch zu treffen – ab morgen bin ich für zwei Monate in Neuseeland», sagt er und verabschiedet beiläufig einen Reporter der *New York Times*. Seit Dvorak 1994 als Medical Officer der Fifa in die Dienste des Weltfussballs getreten war, traf und trifft sich bei ihm die Welt.

Jiri Dvorak erhebt sich aus dem Bürostuhl. Seine stattliche Figur, die weissblonden langen Haare und der Arztkittel wirken wie die Ingredienzien für den Werbespot einer Schönheitsklinik. «Senior Consultant» ist sein offizieller Titel auf der Neurologie und Neurophysiologie der Zürcher Privatklinik. Doch der 69-Jährige würde auch als ehemaliger Eiskunstlauf-Champion oder als Tennis-Star durchgehen. Er strahlt mehr Glanz und Gloria aus als alle Staffeln von «Grey's Anatomy» zusammen. Wer ihn mit «Doktor» anspricht, begeht Majestätsbeleidigung: «Ich bin Professor», pfeift Dvorak zu sagen.

## Jetsetter und Grosskaliber

Seine Meriten passen nicht zwischen zwei Buchdeckel. Dvorak hat im Verlauf seiner Ärztekariere 425 Artikel und 48 Bücher veröffentlicht. «Hier ist ein Teil davon», sagt er und zeigt mit einer ausladenden Armbewegung auf das Büchergestell. Sein nächstes Werk soll keine wissenschaftliche Arbeit werden: «Die Geschichte meines Lebens – unterhaltend und süffig geschrieben.» Man nimmt ihm die Ansage sofort ab. Was zur Umsetzung noch fehlt, sind ein Verlag und eine Schreibhilfe: «Ich suche jemand, der mein Diktat zu Papier bringt.» Besondere Kreativität oder schriftstellerisches Flair setzt er nicht voraus: «Ich diktiere druckreif.»

Die Aufarbeitung seines Lebens besitzt auch einen therapeutischen Hintergrund. Denn im Herbst 2016 geschah etwas, was Dvorak «komplett den Boden unter den Füßen weggezogen hat»: Knall auf Fall wurde er bei der Fifa abserviert. Die Nachricht erhielt er schriftlich, vom stellvertretenden Generalsekretär, dem früheren kroatischen Fussballer Zvonimir Boban. Medizinische Forschungsarbeit gehöre nicht zu den Kernkompetenzen der Fifa – ausserdem sei sie zu teuer. Man werde sich künftig auf den



«Ich diktiere druckreif»: Neurologe Dvorak, letzte Woche in seinem Büro in der Schulthess-Klinik.

Fussball konzentrieren, lautete die Begründung. «Das habe ich noch immer nicht verdaut», sagt Dvorak und blickt nachdenklich aus dem Fenster.

Ein Mangel an Selbstvertrauen ist bei ihm nicht zu diagnostizieren. Er spricht mit einem freundlichen Lächeln – aber auch mit dem Ver-

ständnis, dass er seinem Gegenüber mindestens einen Gedanken voraus und eine Kopfänge überlegen ist. «Er benimmt sich wie ein Pharao in Ägypten», sagt ein Berufskollege über ihn. «Neid und Eifersucht» nennt Dvorak als Gründe für diese Fremdeinschätzung. Doch kommt das Gespräch auf seinen Abgang bei der Fifa, gerät



der Wortgewaltige auf einmal ins Wanken. Die Sache geht ihm wirklich an die Nieren.

Was sind die Hintergründe? Insider vermuten, die Fifa habe ihn abserviert, weil Dvorak als Blatter-Loyalist dem ehemaligen Präsidenten zu nahe stand. *The Guardian* stellte die Aussortierung des Arztes unlängst in den Zusammenhang mit Dvoraks Untersuchungen gegen angeblich gedopte russische Fussballer. Die Fifa hat sich dazu bis heute nicht geäussert. In einem standardisierten Statement erklärt sie: «Die Fifa nimmt grundsätzlich zu einzelnen Personalfragen keine Stellung. Wie in jeder anderen Organisation verlassen einige Leute die Fifa, und neue Leute kommen. Das gilt besonders während einer Zeit der Umstrukturierung nach der Wahl einer neuen Führung mit einer neuen Vision. Ihre Spekulationen über den Abgang von Professor Dvorak sind völlig haltlos.»

Natürlich ist es das Recht einer neuen Leitung, das Personal zu wechseln, und auch der Angesprochene selber kann die Spekulationen der britischen Presse nicht bestätigen: «Die Wissenschaft muss immer vorausdenken. Um den Athleten und dem Sport gerecht zu werden, braucht es seriöse Untersuchungen.» Was immer die Trennungsgründe sein mögen, mit Dvorak verliert der Weltfussball nicht nur einen glamourösen Jetsetter, sondern auch einen anerkannten und renommierten Mediziner. Selbst in der Gilde der Spitzenärzte, in der Neid und Missgunst nicht immer fremd sind, wird Dvorak als «Grosskaliber» und «Star» be-

## Er ist ein Mediziner mit der Energie eines Unternehmers.

zeichnet. An der Schulthess-Klinik begründete er 1987 die sogenannte Spine-Unit, ein Kompetenzzentrum für Rückenerkrankungen, das neben Neurologen auch Rheumatologen und Chiropraktiker in die Behandlung einbezog und Vernetzung und Teamgedanken in den Vordergrund stellte. Vor allem in der Diagnostik und Nachbehandlung verschaffte sich Dvorak grossen Respekt. Ausserdem war er der Spiritus Rector des Swiss Concussion Center, das in der Prävention und der Früherkennung von Gehirnverletzungen im Sport grosse Verdienste hat. 2017 wurde er als Ehrenmitglied in die International Society of Arthroscopy, Knee Surgery and Orthopaedic Sports Medicine aufgenommen – was insofern höchst bemerkenswert ist, als der Ausgezeichnete nie als Operateur arbeitete. Dvorak sei nicht nur ein Mediziner, sondern ein «Medizin-Unternehmer», sagt ein Weggefährte.

Professor Norbert Gschwend, einer der bedeutendsten Orthopäden der Schweiz und prägende Figur in der Geschichte der Schulthess-Klinik, sagt: «Dvorak ist ein intelligenter und innovativer Mann. Er besass stets ein gutes

Gespür für neue Tendenzen.» Seine Herkunft habe ihn auch als Arzt geprägt: «Als Ausländer musste er zweifellos mehr leisten. Er ging seinen Weg mit grossem Ehrgeiz und Zielbewusstheit», sagt Gschwend.

Aus Jiri Dvorak tönt auch die Stimme des Sportlers. Der Mediziner ist ein begnadeter Wasserskifahrer. 2009 gewann er als 61-Jähriger den Schweizer-Meister-Titel bei den Senioren. Für seinen gesellschaftlichen und beruflichen Aufstieg brauchte er keine ziehenden Kräfte. Er nahm das Schicksal selber in die Hand. 1968 flüchtete er während des Prager Frühlings vor dem kommunistischen System. In Zürich setzte er sein Medizinstudium fort. Anfänglich teilte er sich mit einem Berufskollegen eine Einzimmerwohnung.

Das private Glück fand Dvorak im gutbürgerlichen Umfeld. Seit 1972 ist er mit der Schweizerin Babette (gebürtige Kissling) verheiratet. Den Zirkusunternehmer Rolf Knie verbindet eine spezielle Erinnerung mit den Dvoraks: «Mir wurde Herr Dvorak als Rückenspezialist empfohlen. Als ich das erste Mal in seinem Büro sass, traute ich meinen Augen nicht: Auf dem Bild auf seinem Schreibtisch sah ich eine Frau, die ich seit meiner Kindheit kannte – Babette. Bei der Eröffnung des Kinderzoos voltigierte sie in der Manege. Wir alle waren in sie verliebt.» Dvorak habe damals zu ihm gesagt: «Herr Knie, bitte starren Sie nicht auf dieses Bild. Babette ist jetzt meine Frau.»

### Engagement gegen Ebola

So oder so: Medizinisch war der Arztbesuch ein voller Erfolg. «Sie werden ganz sicher nicht mit diesen Schmerzen sterben», habe ihm Dvorak versichert – und ihm zu Zurückhaltung bei den Therapieübungen geraten, erinnert sich Rolf Knie: «Und wenig später waren die Beschwerden weg.»

Das Schicksal lenkte in den 1980er Jahren einen anderen Patienten mit Rückenbeschwerden zu Jiri Dvorak: Sepp Blatter. Der damalige Generalsekretär der Fifa und der Doktor wurden Freunde. An der WM 1994 in den USA entstand daraus eine berufliche Verbindung. Dvorak weilte als Gastprofessor in Los Angeles. Blatter lud ihn auf dem Rückweg ins Fifa-Hauptquartier nach Dallas ein. Und beim vermeintlichen Höflichkeitsbesuch dort kam es zum Ernstfall.

Nach dem Spiel Argentinien – Nigeria blieb die Nummer 10 der Südamerikaner, Diego Maradona,

in der Dopingkontrolle hängen. Guter Rat war teuer, aber der Vorsitzende der medizinischen Kommission des Weltverbands, der Belgier Michel D'Hooghe, weilte vorübergehend in Europa. Der damalige Präsident João Havelange hätte den Vorfall am liebsten unter den Teppich gekehrt, doch die Wahrheit wäre früher oder später ohnehin ans Licht gekommen. Nun schlug die

Stunde von Jiri Dvorak. Er bereitete Blatter vor der Medienkonferenz auf alle relevanten Fragen vor, lieferte ihm medizinisch stichhaltige Argumente und pfeifenfertige Antworten: «Jiri hat in dieser prekären Situation alles richtig gemacht. Dies war der Schlüssel zu seiner Fifa-Laufbahn», sagt Blatter.

Im Weltfussballverband wurde der Arzt mit der breiten Brust und dem grossen Charisma schnell zu einer schillernden Figur – und neben seinem Chef und Förderer Blatter zu einer der meistfotografierten Personen in

den Fifa-Publikationen. Gelegentlich entstand das Gefühl: Wo eine Kamera ist, kann Dvorak nicht fehlen. Doch den Arzt auf seine Medienpräsenz zu reduzieren, wäre ungerecht.

Dvorak ging seiner Aufgabe mit viel Herzblut und grösstem Engagement nach. Kaum einer absolvierte ein ähnlich ambitioniertes Reiseprogramm wie der fliegende Professor: «Ich war ungefähr während der Hälfte des Jahres unterwegs», rechnet er vor. Gesundheitsprogramme wie «Football for Health» oder «11 for Health» wurden vor allem in Afrika zu Erfolgsgeschichten. Mit elf einfachen Botschaften wurden Kinder durch den Fussball über Krankheiten und deren Prävention informiert. In einer Adaption («11 against Ebola») setzten sich Weltstars wie Ronaldo, Neymar oder Messi für den Kampf gegen diese Krankheit ein: «Kinder hören nicht auf Jiri Dvorak – aber sie hören auf Ronaldo», sagt der Arzt und erinnert sich an seine Reisen um den Globus: «In Ländern wie Malawi, Sambia oder Myanmar erlebst du, was Armut bedeutet.»

Jiri Dvorak glättet seinen Kittel und streicht sich durch die Haare. Für das Foto will er sich ins beste Licht rücken. Dem Spotlight ist er nie entflohen. Aber noch wichtiger sei ihm der Dienst an den Ärmsten dieser Welt gewesen, beteuert er. Statt für die Fifa will er die Gesundheitsprogramme in Neuseeland nun für den Rugby- und Netball-Verband durchführen. Dass er dabei gleichzeitig sein Gestüt besuchen kann, passt perfekt. Jiri Dvorak wusste schon immer das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. ○



Ernstfall: mit Sepp Blatter (r.), 2008.



Erfolgsgeschichte: «11 for Health», 2014.

# Wie werde ich Universalgenie?

Das Geheimnis der Kreativität ist Übung. Doch neue Forschungen zeigen, dass auch das klügste Gehirn an unübersteigbare Grenzen stösst. Sind die Zeiten von Leonardo da Vinci, Einstein und Edison vorbei? So einfach ist es nicht. *Von Rolf Degen*

Von Steve Jobs' Biografen Walter Isaacson erschien kürzlich eine neue Beschreibung des Lebens von Leonardo da Vinci, dem sprichwörtlichen Universalgenie, das dem letzten Abendmahl ebenso formvollendet Leben einhauchte wie der Mailänder Müllabfuhr. Die Lektüre von 7000 Notizbuchseiten weckt Zweifel am Klischee intellektueller Vollkommenheit. «Er war kein Übermensch. Er machte Fehler in der Arithmetik [...] Er war ungeschickt bei der Verwendung von Gleichungen [...] Er liess zahlreiche künstlerische Vorhaben unvollendet.» Die schnöde Realität passt so gar nicht zum Idealbild vom wilden Schöpfer, der begnadet, aber dem Wahnsinn nahe, in tragischer Einsamkeit Vollendung hervorbringt. Dank seiner Vorstellungskraft besitzt der Mensch die einzigartige Gabe, über das Gegebene hinauszuschauen und sich etwas noch nie Dagewesenes auszudenken.

Wir sind in jedem Augenblick von unzähligen Artefakten umgeben, die von dieser Fähigkeit zeugen, und doch birgt ihr Ursprung etwas Rätselhaftes. Unsere Ahnen sahen darin ein Geschenk höherer Mächte, dem einsamen Genie durch den Kuss der Musen einverleibt – ähnlich wie im modernen Mythos, wo die fertige Lösung wie ein Geistesblitz in einem Aha-Erlebnis oder Heureka-Moment vor dem inneren Auge aufscheint. Doch nach einer Literaturübersicht des amerikanischen Psychologieprofessors Robert Keith Sawyer stützt sich der kreative Prozess auf das Zusammenwirken diverser mentaler Prozesse, das allmählich in einer Serie von oft lange auseinanderliegenden Stufen heranreift. Tatsache sei, dass das schöpferische Individuum über ausgedehnte Zeiträume intensive Arbeit investierte. Damit gehen häufige, aber winzige Mini-Aha-Erlebnisse einher, in denen das Ergebnis stückweise Gestalt annimmt.

## Verdrehte Reihenfolge

Doch besteht die Gefahr, dass die Theorie der kreativen Stufen – darunter Vorbereitung, Inkubation und Validierung – zur Doktrin erstarrt. Die Psychologen David und Arthur Copley geben zu bedenken, dass sich der Ablauf nicht nach einem geordneten Zyklus vollzieht: Manchmal ist die Reihenfolge verdreht, oder der Prozess fällt auf Vorstufen zurück. Jedenfalls zeigt das Studium der Notizbücher von schöpferischen Titanen wie Charles Darwin, wie sich eine grosse Innovation aus einer Vielzahl kleiner Einsichten zusammenfügt. Der

US-Autor Mason Currey hat die Arbeitsgepflogenheiten von über 160 berühmten Kreativen unter die Lupe genommen, darunter Autoren, Maler und Wissenschaftler. Fazit: Die wenigsten von ihnen warteten auf den launigen Kuss der Muse. Vielmehr hielten sich die meisten an mehr oder weniger strenge Arbeitsroutinen, um den kreativen Motor in ihrem Gehirn anzukurbeln. «Dass vor einem vermeintlich spontanen Einfall viele Jahre harter und konsequenter Arbeit lagen, wird dann gerne vergessen», sagt Ernst Hany, Persönlichkeitspsychologe an der Universität Erfurt.

Das von Thomas Edison geprägte Credo, dass sich Genialität aus 99 Prozent Transpiration und einem Prozent Inspiration zusammensetzt, wird in der Tat durch sorgfältige empirische Befunde gestützt. Kreative Menschen müssen sich nämlich über viele Jahre mit Hingabe und Beharrung in ihr Betätigungsfeld hineinknien, bevor sie mit einem grossen Wurf brillieren

## Das hielt sie aber keineswegs davon ab, es wieder und wieder zu versuchen.

können. In seinen Studien zur professionellen Expertise bewies der schwedische Psychologe K. Anders Ericsson, dass eine Performance auf Weltklasseniveau 10 000 Stunden intensiver Praxis in der gewählten Domäne bedarf. Dabei macht es keinen Unterschied, ob es sich bei der individuellen Disziplin um Schach, Medizin, Programmierung, Tanz oder Musik handelt. «Bei fünf Studientagen pro Woche mit täglich vier Stunden gezielter Übung, wird die 10 000-Stunden-Marke in genau zehn Jahren erreicht.»

Die grosse Bedeutung von Fleiss, Engagement und Arbeit spiegelt sich auch in den Untersuchungen des kalifornischen Psychologen Dean Simonton zum Output kreativer Persönlichkeiten wider. Qualität wird demnach nicht zuletzt durch Quantität erkaufte: Je mehr Ideen und Kreationen die Urheber im gesamten Verlauf ihrer Karriere hervorbrachten – unabhängig von deren Qualität –, desto grösser waren die Chancen, dass sich letztendlich ein Meisterwerk in ihrem Œuvre befand. Neben grosser Produktivität bedarf es aber auch der Ausdauer, die hohe Schaffenskraft angesichts von Rückschlägen und Niederlagen zu bewahren, wie Annalee Saxenian, Professorin an der Berkeley School of Information herausfand: Die erfolgreichsten Un-

ternehmer im Silicon Valley hatten zumindest mit einem vorherigen Start-up Schiffbruch erlitten. Das hielt sie aber keineswegs davon ab, es wieder und wieder zu versuchen. Tatsächlich stimmten 143 Kreativitätsforscher in einer Studie der Stanford-Psychologin Carol Dweck darin überein, dass das Merkmal Nummer eins, das den kreativen Erfolg untermauert, Resilienz und Beharrlichkeit sind.

## Genies sind meistens männlich

Die Vorstellung, dass der schöpferische Akt eine schwere, lange und potenziell von Wehen begleitete Geburt sein könnte, ist dem populären Denken unbequem. Viel verführerischer ist da der Glaube, dass ein fallender Apfel oder ein überschwappendes Bad einem Newton oder Archimedes eine blitzartige Offenbarung bescherte, betont der Managementprofessor David Burkus. Wenn sie die Wahl haben, ziehen Menschen die Legende der wahren Geschichte vor. «Im Nachhinein sind die Menschen oft schnell geneigt, eingängige Erklärungen für unerklärliche Vorkommnisse zu erfinden.» Auch manche Wissenschaftler und Künstler binden ihren Lesern in ihren Lebenszeugnissen den Bären von der schlagartigen Erleuchtung auf.

Nach wie vor, konstatieren moderne Kreativitätsforscher, bleibe die Vorstellungswelt der Normalbürger vom Geniekult der Romantik geprägt. Nach einem fast unumstösslichen Gemeinplatz sind schöpferische Menschen von ihrer Persönlichkeit her aus einem besonderen Holz geschnitzt. So heisst es, dass sie auch ausnehmend individualistisch, unabhängig, entschieden, progressiv und enthusiastisch seien. Durch ihr chaotisches, intuitives Denken unterschieden sie sich angeblich von den un kreativen Geistern, deren Verstandestätigkeit eher geordnet und analytisch abläuft. In der jüngeren Vergangenheit wurden beide Denkstile auch modisch in verschiedenen Hirnhälften dingfest gemacht. Sogar Wissenschaftler, die um eine Charakterisierung besonders schöpferischer Kollegen gebeten wurden, warteten prompt mit ähnlichen Stereotypen auf.

Seit den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts haben Psychologen mehrfach Künstler und andere kreative Individuen mit einschlägigen Testbatterien auf hervorragende Charaktereigenschaften abgeklopft. Ihr Grad an Schöpferkraft wurde nicht nur mit – methodisch fragwürdigen – Kreativitäts-



*Verführerischer Glaube an eine blitzartige Offenbarung.*



© Esatour



## Exklusive Kulturreise «Mailänder Scala» Viva l'opera!

«Aida» gilt als eine der bedeutendsten Opern des 19. Jahrhunderts. Auf unserer exklusiven Leserreise vom 2. bis 4. Juni 2018 erleben Sie Verdis Meisterwerk im legendären Teatro alla Scala in Mailand. Sie logieren im 5-Sterne-Traditionshotel «Principe di Savoia» im Stadtzentrum. Opernherz, was willst du mehr?

Was wäre die Oper ohne Giuseppe Verdi? Mit Werken wie «Nabucco», «La Traviata», «Rigoletto» oder «Aida» zählt der Italiener zu den grössten Komponisten überhaupt. Die 3-tägige Reise führt uns nach Mailand, in jene glanzvolle Metropole, in der Verdi lange lebte und auch begraben wurde.

Hier geniessen Sie mit allen Sinnen und auf höchstem Niveau: seien es die kulinarischen Köstlichkeiten der lombardischen Küche, das einmalige Flair rund um den Dom und die Via Monte Napoleone oder – als Krönung – die unvergessliche Inszenierung in der Scala mit ihrer unvergleichlichen Akustik.

### Programm (Auszug):

#### 1. Tag: Samstag

- Flug Zürich–Mailand oder eigene Anreise
- Spaziergang «Auf den Spuren von Verdi»

- Zeit zum Bummeln und Shoppen
- Exklusives Welcome-Dinner

#### 2. Tag: Sonntag

- Spaziergang durch das Kanalviertel Navigli
- Mittagessen in einer lebhaften Trattoria
- Besuch des Doms und des Scala-Museums
- Verdis «Aida» in der Scala (Regie: Franco Zeffirelli)

#### 3. Tag: Montag

- Spaziergang «Quadrilatero d'oro della moda», Via Monte Napoleone, Via Manzoni, Via della Spiga und Corso Venezia
- Lunch mit regionalen Spezialitäten
- Rückflug bzw. eigene Rückreise

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Platin-Club-Spezialangebot Kulturreise «Mailänder Scala»

##### Reisetermin:

2. bis 4. Juni 2018

##### Leistungen:

- Flug Zürich–Mailand–Zürich (inkl. Gebühren)
- 2 Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im 5-Sterne-Hotel «Principe di Savoia»
- 1 Welcome-Dinner, 1 Mittagessen, 1 Lunch
- Spaziergang «Auf den Spuren von Verdi»
- Rundgang «Navigli»
- Besuch Mailänder Dom und Scala-Museum
- «Aida»-Vorführung (Loge Kategorie 1)
- Spaziergang «Quadrilatero d'oro della moda»
- Qualifizierte deutschsprechende Reiseleitung

##### Preis:

- Mit Abonnement: ab Fr. 1980.– (p. P. im DZ)
- Ohne Abonnement: ab Fr. 2280.–
- Einzelzimmerzuschlag: Fr. 450.–
- Ermässigung bei eigener Anreise: Fr. 300.–

##### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

##### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



tests, sondern auch durch die Befragung etablierter Berufskollegen erhoben. Das Fazit war nach Auskunft von Burkus stets ernüchternd: «Diese Ergebnisse implizieren, dass Kreativität nicht das exklusive Resultat einer bestimmten Persönlichkeit ist. Es gibt keinen spezifischen kreativen Persönlichkeitstyp.» Nach mehr als dreissig-jährigem Studium Kreativer resümiert der bedeutende Kreativitätsforscher Mihály Csíkszentmihályi: «Wenn ich mit einem Wort sagen müsste, was ihre Persönlichkeit von anderen unterscheidet: Sie enthält widersprüchliche Extreme; anstatt ein Individuum zu sein, ist jede von ihnen eine Vielzahl.»

Individuelle Kreativität lässt sich auch nicht auf eine spezifische genetische Konstellation im Erbgut festnageln, wie mehrere verhaltensgenetische Studien an Zwillingen und anderen erverwandten Personen zeigen. In der vielleicht umfassendsten Untersuchung hat ein Team um den US-Psychologen Marvin Reznikoff 117 Paare ein- und zweieiiger Zwillinge ins Visier genommen. Sie konnten nicht den geringsten Hinweis darauf finden, dass Kreativität in einer genetischen Veranlagung wurzle. Man löst leicht allergische Reaktionen aus, wenn man nur darauf hinweist, dass in vielen Sparten ein überproportionaler Anteil kreativer Spitzenleistungen auf das männliche Geschlecht entfällt. Dabei wird oft übersehen, dass die Herren der Schöpfung bei «kognitiven» Merkmalen wie der Intelligenz eine grössere «Variabilität» aufweisen. Obwohl sich die Mittelwerte bei beiden Geschlechtern gleichen, kommen die extremen Ausprägungen bei Männern öfter vor: Sie stellen einen überproportional grossen Anteil der Genies und Nobelpreisträger, aber auch der Bettler, geistig Behinderten und Obdachlosen.

### Mythos vom einsamen Schöpfer

Wie ein Team um den polnischen Psychologen Maciej Karwowski betont, fällt das gleiche statistische Ungleichgewicht auch bei den kreativen Gaben auf. Obwohl die beiden Geschlechter im Durchschnitt die gleichen kreativen Talente haben, heben sich die Männer mehr an den Rändern ab: bei den einfallreichsten Köpfen – und bei den fantasielosen Einfaltspinseln. In ihren jüngsten Studien hat das Team den gleichen Geschlechtsunterschied bei Kindern und noch stärker als im Westen beim Naturvolk der Meru in Kenia diagnostiziert.

Die linke Hälfte des Kopfes anzustrengen, heisst, logisch, analytisch und detailorientiert zu denken, während kreative Menschen verstärkt die rechte, den Hort der intuitiven, kreativen und ganzheitlichen Verstandestätigkeit



Ein ganzes Kollektiv von Gehirnen: Leonardo da Vinci.

bemühen. Auf diese populäre Gegenüberstellung pochen Selbsthilfebücher, Therapien, Volkshochschuleminare, Kurse in Kindergärten und, leider immer noch, Psychologielehrbücher. «Die meisten Neurobiologen finden, diese Vorstellungen seien stark vereinfacht, um nicht zu sagen: Unsinn», so das renommierte Wissenschaftsmagazin *New Scientist*, und sagt

---

**«In der Geschichte hat es immer wieder Zentren der Kreativität gegeben, die weit ausstrahlten.»**

---

an den Pfeilern dieser Schnapsidee. Lovis Corinth, ein bedeutender französischer Maler, stellte nach einer Schädigung der rechten Hemisphäre weiterhin mit grosser Kunstfertigkeit Bilder her, schildert die Psychologin Jerre Levy von der Universität Chicago. «Sein Stil war sogar ausdrucksstärker und mutiger als zuvor.» Kreativität sei nicht ein einziges magisches Ding, sagt auch der Neuropsychologe Rex Jung von der University of New Mexico. «Sie setzt sich aus vielen Einzelprozessen zusammen, an denen vermutlich das gesamte Gehirn beteiligt ist.»

Der Mythos vom einsamen Schöpfer besagt, dass Ideenreichtum am besten in der Abgeschlossenheit floriert, dass die Geschichte von Innovationen auf die Historie einer einzelnen Person zurückdatiert werden kann, die sich leidenschaftlich mit der neuen Idee befasst. Doch belegen die Daten, dass schöpferische Menschen meist eng in professionelle Netzwerke eingebunden sind und regen Gedankenaustausch mit ihresgleichen pflegen. Vor

ein paar Jahren schrieb David Banks, ein Statistiker an der Duke University, ein kurzes Dokument mit dem Titel «Das Problem des Exzess-Genies». Das Problem selbst ist einfach: Die menschlichen Genies sind nicht zufällig über Zeit und Raum verteilt. Stattdessen neigen sie dazu, in engen lokalen Clustern aufzutreten. Wie Banks es ausdrückt, «Genie gerinnt inhomogen.»

Gibt es also tatsächlich eruptive Zonen herausragender Schöpferkraft? «In der Geschichte hat es immer wieder Zentren der Kreativität gegeben, die weit ausstrahlten», daran erinnert Geograf Peter Meusburger von der Universität Heidelberg: Florenz im 15. und 16. Jahrhundert, Prag um 1600, Paris und Wien um 1900.

«Kreativen gelingt es, sich ein geeignetes Unterstützer- beziehungsweise Synergiefeld zu suchen oder zu schaffen», schreibt auch der Kasseler Pädagoge Olaf-Axel Burow. Ein solches «inspirierendes Feld» von Gleichgesinnten und Unterstützern berge überhaupt erst die Voraussetzung für Kreativität. Ein Genie wachse eben nicht im stillen

Kämmerlein heran, sondern im Austausch mit Geistesverwandten gleicher Wellenlänge. Eine besonders geschickte Strategie besteht darin, sich gleich ein hermetisches Paralleluniversum zu schaffen, eine Gemeinde von verschworenen Anhängern, die die eigenen Ideen absorbiert wie göttliche Offenbarung und missionarisch für ihre Verbreitung kämpft. So wie Sigmund Freud, der sein Lehrgebäude über den Umweg seiner psychoanalytischen Gemeinde in die Öffentlichkeit hinausposaunte.

### An der Leistungsgrenze

Es ist fraglich, ob ein Universalgenie vom Kaliber eines Leonardo da Vinci in der heutigen Zeit überhaupt noch vorstellbar wäre. Ein Gehirn, egal, welchen Hubraums, stösst angesichts der Komplexität heutiger Fragestellungen rasch an seine Leistungsgrenzen. Nicht einmal Thomas Edison hat die Idee für den perfekten Glühfaden ganz alleine erkundet. Heute ist es üblich, dass ein Projekt ein ganzes Kollektiv von Gehirnen in Anspruch nimmt. Neue wissenschaftliche oder technische Erkenntnisse werden zunehmend in interdisziplinären Arbeitsgruppen gewonnen. Im Bereich der schönen Künste ist es zwar immer noch möglich, als Individuum mit herausragenden Einzelleistungen zu brillieren. Man darf aber auch nicht vergessen, wie viele Leute mittlerweile bei der Produktion eines einzigen Kinofilms zusammenwirken. Beim 3-D-Film «Avatar» beispielsweise kam eine Mannschaft von über 2000 Spezialisten zum Zuge. ○

# Im Osten dampfen die Lokomotiven

Nicht die eiernde deutsch-französische Achse ist die künftige treibende Kraft in der Europäischen Union, sondern der Bund der Mitteleuropäer um den Ungarn Viktor Orbán und den Österreicher Sebastian Kurz. Sie streben nichts weniger an als eine Kulturrevolution in Europa. *Von Boris Kálnoky*

Budapest – Seit dem 1. Januar führt Bulgarien turnusmässig den Ratsvorsitz in der EU, im Sommer übernimmt das «neue» Österreich unter Bundeskanzler Sebastian Kurz. «Neu» deswegen, weil sich Kurz anders als seine Vorgänger auf der europäischen Bühne dezidiert auf die Seite der nationalstaatlich, konservativ und effizienzorientiert denkenden Mitteleuropäer stellt. Längst sind es nicht mehr nur die vier Visegrád-Staaten Polen, Ungarn, Tschechien und Slowakei. Die baltischen Staaten, Rumänien, der Westbalkan und auch Bulgarien, sie alle suchen immer mehr die Nähe zum institutionalisierten Block der Mitteleuropäer.

Mit einer Verspätung von einigen Jahren sucht nun auch Österreich den Schulterchluss und versucht dies auch zu nutzen, um das eigene Gewicht in Europa zu stärken. Zum ersten Mal seit dem Ersten Weltkrieg versucht Wien, als gestaltende Kraft in einem neu erstehenden Mitteleuropa mehr zu sein als eine deutsche Provinz. Und so dürfte es 2018 ein Kräfte messen geben zwischen Ost und West und grosse Grundsatzdebatten: Mehr europäischer Staat? Oder mehr nationalstaatliche Freiheit?

Diejenigen Staaten der Region, die noch nicht EU-Mitglied sind (wie Serbien), spüren: Hier, bei den «neuen» EU-Ländern, ist die Bereitschaft für die Aufnahme neuer Mitglieder grösser als im «alten Europa». Es ist kein Zufall, dass Kroatien früher als erwartet der EU beitreten konnte, als Ungarn den Ratsvorsitz innehatte.

Hinzu kommt, dass diejenigen Staaten, die erst nach 2004 Einlass erhielten in die illustren Hallen westeuropäischer Vorzüglichkeit, ihre anfängliche Ehrfurcht verloren haben. Die Westeuropäer sind gar nicht so edel, mussten sie erfahren. Die Urgesteine der EU haben festgefügte Meinungen, sind in ihren Allüren schwerfällig und haben wenig Respekt vor «Osteuropäern». Sie haben egoistische Interessen, die sie notfalls eiskalt gegen die als simpel und rückständig empfundenen «Neulinge» durchsetzen, wenn sie es können. Sie haben potente Unternehmen, die die liberalen Marktstrukturen der EU nutzen, um die neuen Mitgliedsländer als Absatzmärkte und Quelle billiger Arbeitskräfte auszubeuten.

Ein anderer Erfahrungswert nach mehr als einem Jahrzehnt in der EU: Sie sind erstaunlich ideologisch, diese Westeuropäer. Sie tun so, als ginge es in der Politik nicht um Interessen, sondern um Moral, als sei die EU eine

Religion, wo alle mitbeten müssen, statt eine nüchterne Nutzgemeinschaft von Ländern mit ähnlichen Interessen. Und wenn die aus bitterer historischer Erfahrung grundsätzlich skeptischen Mitteleuropäer fragen, welchen Sinn denn die eine oder andere Politik ergibt – etwa Migranten mit Teddybären willkommen zu heissen und sie dann mit Gewalt auf

Die Flüchtlingsdebatte haben die Mitteleuropäer nach Meinung der meisten Experten bereits intellektuell gewonnen: Grenzschutz ergibt mehr Sinn als unbegrenzte Zuwanderung aus kulturfremden Ländern. Europas offizielle Flüchtlingspolitik ist heute genau das, was Orbán schon 2015 forderte – und wofür er verdammt wurde: Grenzen möglichst dicht,



*Häretiker:* ungarischer Präsident Orbán.

alle Länder verteilen zu wollen –, dann werden sie als Häretiker abgestempelt.

## Logische Verschiebung nach Osten

Die Visegrád-Länder erkannten, dass sie ihre Positionen koordinieren mussten, wenn sie sich Respekt erkämpfen und ihre Interessen wahren wollten. Fast aus Notwehr begannen sie, auf der europäischen Bühne möglichst geschlossen aufzutreten. Mit Erfolg: Seit 2015 prägen sie zunehmend die Debatte. 2018 könnte zum Wendepunkt werden, dem Jahr, in dem Mitteleuropa die deutsch-französische Kooperation als Motor der EU abzulösen beginnt. Zumindest kommt an den Mitteleuropäern keiner mehr vorbei.

Flüchtlinge in Auffanglager ausserhalb der EU und Hilfe für die Ursprungsländer, damit die Menschen dortbleiben.

## Wien versucht als gestaltende Kraft mehr zu sein als eine deutsche Provinz.

Die Mitteleuropäer wollen Europa seine Seele zurückgeben. «Wir sind Europäer, nicht Weltbürger», so lautet die Botschaft. Rückbesinnung auf die eigene Kultur, Geschichte und Identität, Abkehr von grenzenlosem Multikulti, Stärkung des traditionellen Familien-

bilds samt Kindersegen statt forciertes Einwanderung. Verteidigung der demokratisch legitimierten Nationalstaaten statt immer mehr transnationaler Eurokratie.

Es ist der Versuch einer Kulturrevolution, um das Erbe des 1968er Zeitgeistes, der im Westen sogar die konservativen Parteien durchdrungen hat, zurückzudrängen. Es scheint, dass die Botschaft bei Wählern und Politikern auch im alten Europa ankommt. Nichts zeigt das besser als der Wirbel in Deutschland um einen Aufsatz des CSU-Politikers Alexander Dobrindt, in dem er eine «konservative Wende» fordert. Links und rechts wurde der Text als Initialzündung einer gesellschaftlichen Grundsatzdebatte verstanden, obwohl Dobrindt darin nur Formulierungen kopierte, die seit vielen Jahren im

festhalten zu wollen, die im Grunde veraltet sind.

Ohne Grossbritannien und mit einem dynamischen Block mitteleuropäischer Länder hat sich das Gleichgewicht in Europa nach Osten verschoben, auch wenn man es im Westen noch nicht wahrhaben will. «Der Handel der Visegrád-Länder mit Deutschland ist viel umfangreicher als der Handel Deutschlands mit Frankreich, und die ganze Region wächst seit 2012 Jahr für Jahr schneller als die alten EU-Länder», sagt ein ranghoher Orbán-Berater. Es sei abzusehen, dass die Visegrád-Länder demnächst Nettozahler in der EU sein werden. Anders als so manches mediterrane Land «wollen wir nicht vom Geld der Deutschen leben», sagte Viktor Orbán Anfang Januar im

das offenbar sein, spricht von Gemeinsamkeiten mit Deutschland und Frankreich in manchen Bereichen, während Österreich in anderen Fragen den Visegrädern näher stehe.

In der Praxis übernimmt er bislang freilich viele Positionen der Mitteleuropäer. Die fast sehnsüchtige Überbetonung seiner Rolle in Deutschland wirkt, als suche man nach einem

---

### «Wir wollen nicht vom Geld der Deutschen leben», sagte Viktor Orbán Anfang Januar.

---

Vorwand, um endlich sagen zu können, dass Orbán und die Mitteleuropäer in vielen Dingen recht haben – ohne es zugeben zu müssen. Stattdessen heisst es: Sebastian Kurz hat in vielen Dingen recht. Auf jeden Fall ist er zur Symbolfigur eines neuen Zeitgeistes geworden, der aus Mitteleuropa kommt: jung, entschlossen, rechts.

#### «Mehr europäische Seele»

Konkret wird es in diesem Jahr unter Führung der Mitteleuropäer um eine Reihe brisanter Zukunftsthemen in der EU gehen. In der Migrationspolitik drohen Frontstaaten wie Italien und Zielländer wie Deutschland erneut damit, die Mitteleuropäer notfalls per Mehrheitsentscheid zu Flüchtlingsquoten zu zwingen. Dagegen wollen die Visegrád-Länder und Österreich eine Sperrminorität aufbauen. Wenn Länder wie Bulgarien, Rumänien oder Kroatien mitmachen, kann es gelingen.

Ein anderes Thema ist die in Frankreich und Berlin angedachte Reform der Euro-Zone: eine integrierte Wirtschaftspolitik, ein eigenes Budget, ein europäischer Wirtschaftsminister. Dies sind alles Dinge, die die Mitteleuropäer nicht wollen, weil sie die Kompetenzen der Nationalstaaten einschränken würden. Hingegen unterstützen sie eine gemeinsame europäische Armee und eine Stärkung der Bankenunion, also die 2014 eingeführte zentrale Bankenaufsicht in der EU. Dadurch hofft man, künftige Euro-Krisen, aber auch die Einführung eines gemeinsamen «Finanzministers» vermeiden zu können. In diesen Fragen zeigte bereits der letzte EU-Gipfel im Dezember den Einfluss der Mitteleuropäer: Was sie ablehnen (Euro-Finanzminister, Flüchtlingsquoten), kommt nicht voran. Was sie befürworten (Bankenunion), kann kommen.

Im Grunde geht es um die Frage: Mehr Europa? Oder mehr Freiheit, den demokratischen Willen der Bürger eines jeden Landes in jeweils eigenständige Politik umzusetzen? Und: Soll Europa europäisch bleiben oder nur ein geografischer Raum, in dem Völkerwanderungen aus aller Welt zusammenfinden? «Weniger EU, mehr Effizienz», sagt Sebastian Kurz. «Mehr europäische Seele, weniger EU», sagt Viktor Orbán. ○



*Jung, entschlossen, rechts:* österreichischer Bundeskanzler Kurz.

Diskurs der mitteleuropäischen Länder selbstverständlicher Standard sind. Es sind Dinge, die Orbán seit gut einem Jahrzehnt sagt.

Viel deutet darauf hin, dass Mitteleuropa als Korrektiv für Fehlentwicklungen in der EU eine sinnvolle Rolle spielen kann. Es kann aber auch zu einer umfassenderen Umwälzung kommen. «Wir werden jetzt noch etwa anderthalb Jahre lang Versuche sehen, die deutsch-französische Kooperation als Motor einer immer tieferen EU-Integration wiederzubeleben», prophezeit Ágoston Mráz vom regierungsnahen Think-Tank Nézöpont in Budapest. Das sei aber letztlich ein Reflex, aus Ratlosigkeit an einst bewährten Strukturen

Beisein des neuen polnischen Ministerpräsidenten Mateusz Morawiecki in Budapest.

Es wäre also nur logisch, wenn sich auch die politischen Gewichte nach Osten verschieben würden. Das hängt letztlich von Deutschland ab, von seiner gesellschaftlichen Entwicklung und seinen strategischen Entscheidungen. «Erstmals seit Jahrzehnten gibt es in Europa wieder eine «deutsche Frage»», sagt der Orbán-Berater, der nicht namentlich genannt werden will.

Weil das so ist, erhält Österreich unter Sebastian Kurz plötzlich enorme Bedeutung, vor allem in den Augen der Deutschen. «Kann er vermitteln, eine Brücke sein zwischen Ost und West?», fragen deutsche Medien. Er selbst will

## Vogel Strauss regiert

Von Thilo Sarrazin — Die Berliner Republik hat ein neues Wappentier. Die Spitzenpolitiker überbieten sich in der Kunst, Dinge zu beschweigen, über die man eigentlich reden sollte.



Die Verhandlungen über eine schwarz-grün-gelbe Koalition sind letztlich gescheitert, weil zwischen CDU und Grünen eine grosse Nähe spürbar war – bei den handelnden

Personen ebenso wie bei den Sachfragen –, während die FDP als ungeliebter Zählstimmenlieferant im psychologischen Abseits stand und gerade nur jene Brocken hingeworfen bekam, die ihr «Mitmachen» sicherstellen sollten. Die FDP wollte aber nicht einfach «mitmachen». Sie hatte einen unbestimmten Änderungswillen und wollte, dass ihr Eintritt in eine Regierung als Einschnitt und Abwendung von der bisherigen schwarz-roten Politik wahrgenommen würde. Dazu war Angela Merkel nicht bereit. Sie hatte ja bereits am Tag nach der Bundestagswahl im September öffentlich bekundet, dass sie nichts falsch gemacht habe. Im Umkehrschluss bedeutete ihre Ankündigung, dass sie auch in Zukunft die Richtung ihrer Politik nicht ändern wolle.

In dieser Situation wählte die FDP-Führung den Ausstieg aus den Verhandlungen und entschied sich für die Opposition. Das war eine weise Investition in ihre langfristige Zukunft. Aber für die Wählergunst war das zunächst nicht kostenlos, denn es wandten sich jene ab, welche die FDP vor allem deshalb gewählt hatten, weil sie (wie schon immer) der Mehrheitslieferant für die CDU/CSU sein sollte. So sank die FDP in den Umfragen von 11 Prozent auf 8 bis 10 Prozent.

Nach der AfD und den Linken ist sie nun in den Umfragen die drittstärkste Oppositionskraft. Zusammen kommt das ungleiche Trio auf 30 bis 33 Prozent der Wählerstimmen. Alle drei Parteien binden auf die eine oder andere Weise die grundsätzlich Unzufriedenen. Die künftige Schwierigkeit der FDP wird darin liegen, ihre Unzufriedenheit so zu äussern, dass sie als inhaltliche Alternative zur Regierung wahrgenommen wird, die sich zugleich ausreichend von der AfD abgrenzt.

Formal werden zwar auch die Grünen in der Opposition sein, wenn es erneut zu einer schwarz-roten Koalition kommt. Tatsächlich sind sie aber bereits heute nicht nur eine Regierungspartei im Wartestand. Vielmehr beherrscht ihr geistiges Gedankengut längst grosse Teile von CDU und SPD. Vom Atomausstieg über Energiewende, Kampf gegen Feinstaub und Diesel, Gender-Politik, Homo-Ehe,

Ablehnung der Gentechnik, Öffnung der Grenzen, Multikulturalismus und Inklusion bis zur Abschaffung der Wehrpflicht und der Demontage der Bundeswehr haben sich grüne Gedanken weitgehend durchgesetzt. Wer die geistige Vorherrschaft ausübt, kann notfalls auf die Regierungsteilnahme getrost verzichten.

### Die Ausgegrenzten

Deutschland boomt, die Staatskassen laufen über, die Realeinkommen steigen, die Zahl der Beschäftigten erklimmt immer neue Höchststände, die Inflation bleibt überschaubar. Vor diesem Hintergrund müsste eigentlich in «nor-

malen» Zeiten selbst ein Besenstiel als Spitzenkandidat der Regierungsparteien absolute Mehrheiten gewinnen. Weshalb geschah das Gegenteil? Diese Frage grenzen SPD und CDU/CSU weiterhin unermüdlich aus. Sie wollen den Bürgern weismachen, dass Globalisierung, Digitalisierung, strukturschwache Regionen, Bürgerversicherung und noch mehr Umverteilung die drängenden Themen der Zukunft sind.

Falsche Einwanderung, islamistischer Terror, Flüchtlingskriminalität, muslimischer Antisemitismus und immer schlechtere Lernergebnisse an den Schulen werden allenfalls verschämt am Rande behandelt. Die innere Abwendung vieler Bürger von der offiziellen Scheuklappen-Politik wird kunstvoll verdrängt: In der Weihnachtsansprache von Bundespräsident Steinmeier kam das Wort «Flüchtlinge» nicht einmal vor, und Bundeskanzlerin Angela Merkel brauchte ein Jahr, bis sie die Angehörigen der Opfer und die Überlebenden des islamistischen Anschlags am Berliner Breitscheidplatz endlich empfing. Dort hielt der evangelische Pastor Martin Germer in



Nur wer nichts sagt, kommt überall gut an: Kanzlerin Merkel.



der Gedächtniskirche eine Gedenkveranstaltung ab, bei der er die Worte «Islamismus» und «islamistischer Terror» sorgfältig vermied. Deutschland leidet weiterhin unter den politisch-moralischen Benennungsverboten der Vogel-Strauss-Fraktion in Medien und Politik. Erst ein erneuter Mord eines afghanischen Jugendlichen an einem jungen Mädchen brachte kurz nach Weihnachten die Debatte in Gang, ob man nicht doch generell die Altersangaben der jugendlichen Flüchtlinge medizinisch überprüfen sollte. Bislang galt diese Selbstverständlichkeit überwiegend als menschen- und fremdenfeindlich.

Diese Art von Vogel-Strauss-Politik wird in Deutschland auch dadurch durchgesetzt, dass man jene, die sich dem moralischen Gleichschritt wiederholt nicht fügen, brutal ausgrenzt und diffamiert. Bisweilen fliegt das auf. Die bekannte und bei der Vogel-Strauss-Fraktion sehr unbeliebte Islamkritikerin Necla Kelek hatte 2010 in einem Fernsehinterview das islamische Männerbild kritisiert, das dem Mann unterstellt, sich sexuell nicht beherrschen zu können, weshalb die tugendhaften Frauen durch Bevormundung und unförmige

## In der Weihnachtsansprache von Bundespräsident Steinmeier kam das Wort «Flüchtlinge» nicht einmal vor.

Kleidung vor seinem sexuellen Begehren geschützt werden müssen. Der Wortlaut dieses Interviews war von der Publizistin Lamy Kadzor dahingehend verfälscht worden, Necla Kelek habe behauptet, dass der islamische Mann Unzucht mit Tieren treibe. Renommiertere Hasser jedweder grundsätzlichen Kritik am Islam nahmen die Fälschung gerne auf.

Sieben Jahre lang geisterte sie durch die Medien. Zu denen, die sie weitergaben und sich öffentlich über Necla Kelek empörten, gehörten der grüne Fast-Aussenminister Cem Özdemir, der Publizist Jakob Augstein und viele renommierte Wissenschaftler sowie alle etablierten überregionalen Zeitungen. Erst im Dezember 2017 wurde diese Fälschung durch die akribischen Recherchen eines Bloggers von ihrer Entstehung an auf ihrem Weg durch Medien, Politik und Wissenschaft nachgewiesen und entlarvt. Das entlockte dem Feuilleton der FAZ immerhin ein dürres Lob. Aber wer gleicht den Rufschaden für Necla Kelek aus, und wer ermisst, wie vielen anderen mit dieser Fälschung der Schneid zur öffentlichen Äusserung abgekauft wurde?

Die Vogel-Strauss-Fraktion in Deutschland wird auch das verkraften und ungerührt ihre Agenda weiterverfolgen.

**Thilo Sarrazin** ist ehemaliges Vorstandsmitglied der deutschen Bundesbank und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

## Medien

# Schnelljustiz in der Löschkaserne

Deutschlands neues Zensurgesetz ist verfassungswidrig und verstösst gegen das Völkerrecht. Es bedroht auch Schweizer Nutzer sozialer Netzwerke. Von Joachim Nikolaus Steinhöfel

Am 1. Januar trat in Deutschland das Netzwerkdurchsetzungsgesetz (NetzDG) vollständig in Kraft. Es soll dem Kampf gegen «Hass und Hetze» bei Facebook und Co. dienen. Offenkundig strafbare Inhalte sollen innerhalb von 24 Stunden, rechtswidrige in sieben Tagen gelöscht werden. Bei Zuwiderhandlung drohen den sozialen Medien drastische Geldstrafen bis fünfzig Millionen Euro.

Dass dies nicht nur Deutsche in Deutschland betrifft, belegt ein Fall aus meiner Kanzlei: Am 7. Januar erreichte mich ein Mail von Britta S., wohnhaft bei Zürich. Ob ich ihr wegen einer gegen sie verhängten 30-Tage-Sperre bei Facebook helfen könne. Inzwischen trifft es sogar den Urheber des Gesetzes, Justizminister Heiko Maas (SPD): Ein sieben Jahre alter Tweet, in dem er den Bestsellerautor Thilo Sarrazin als «Idioten» strafbar beleidigte, verschwand von Twitter.

### Digitale Exekution

Noch ist unklar, ob Maas ein Opfer seines eigenen Zensurgesetzes wurde oder selber löschen liess. Dass das NetzDG jedoch drastische Auswirkungen auf die Meinungsfreiheit auch in der Schweiz und Österreich haben wird, zeigt der Fall von Britta S. Die Fehlleistungen von Facebook beim Löschen zulässiger und beim unterlassenen Löschen strafbarer Inhalte sind legendär (vgl. die Dokumentation auf meiner Website «Facebook-Sperre – Wall of Shame»). Dass Facebook und Co. es hinbekommen, das Zensurregime ausserhalb Deutschlands nicht anzuwenden, darf man getrost ausschliessen.

Justizminister Maas hat den gravierendsten Anschlag auf die Meinungsfreiheit verübt, den die Bundesrepublik seit Konrad Adenauers vor dem Verfassungsgericht gescheitertem Versuch, ein Staatsfernsehen zu implementieren, erlebt hat. Sein NetzDG ist nicht nur völkerrechts- und verfassungswidrig, es ist auch komplett überflüssig.

Maas' Gesetz verlagert die Prüfung von Äusserungen weg von den Gerichten hin zu den Löschkasernen der sozialen Medien. Künftig befinden nicht mehr Richter über die Grenzen der Meinungsfreiheit, sondern in Schnellkursen zur digitalen Exekution von «Hass und Hetze» dressierte Mindestlohnakteure. Ein demokratischer Staat gibt die Kontrolle seiner Institutionen über ein fundamentales Grundrecht auf. Nebeneffekt: Stellen in der Justiz werden eingespart.

«Zensurmassnahmen dürften nicht an private Rechtsträger delegiert werden», schrieb



Weg von den Gerichten: Justizminister Maas.

der Sonderbeauftragte der Uno für die Meinungsfreiheit, David Kaye, im Sommer 2017 an die Bundesregierung. Zum Adressatenkreis derartiger Anschreiben gehörten westliche Demokratien bisher nicht. Kaye stellte auch Verstösse gegen den Internationalen Pakt über bürgerliche und politische Rechte (Uno-Pakt II) fest, den auch die Bundesrepublik ratifiziert hat.

Das NetzDG verstösst also auch gegen Völkerrecht. Doch in den Medien wurde diese Demütigung für Maas weitestgehend ignoriert. Genau wie die Urteile des Wissenschaftlichen Dienstes des Deutschen Bundestages und einer schier endlosen Phalanx namhafter Juristen, wonach das Gesetz ein Eingriff in die von der Verfassung in Art. 5 garantierte Meinungsfreiheit sei. Durchgewunken hat der Bundestag es trotzdem.

«Niemand muss hinnehmen, dass seine legitimen Äusserungen aus sozialen Netzwerken entfernt werden», liest man in der Gesetzesbegründung. Was sich als purer Hohn erweist. Einen Paragraphen, der diesen Anspruch rechtlich zementiert, sucht man vergeblich. Die Massenvernichtung freier Rede läuft auf Hochtouren. Im Zweifel wird gelöscht, die Meinungsfreiheit verliert.

Die auch ohne NetzDG mögliche Ahndung von Straftaten zeigt, dass es den Befürwortern dieses Gesetzes nicht um die Bekämpfung von «Hass und Hetze» geht, sondern um etwas anderes: die Kontrolle über den politischen Diskurs in den sozialen Medien.

Wie twitterte doch Maas vor einiger Zeit so zutreffend: «Treffen mit türk. Justizminister: Sperren von #twitter + #facebook ist nicht unser Verständnis von #Meinungsfreiheit.»

Joachim Nikolaus Steinhöfel ist einer der profiliertesten deutschen Wettbewerbsrechtler, Medienanwalt sowie Publizist.



*Gut für Überraschungen:* Schauspielerin Kruger, Regisseur Akin.



## Ikone der Woche

# Diane Kruger

Von Claudia Schumacher

Schön, so wahnsinnig schön fanden Diane Kruger immer alle, dass sie einst die Rolle der Helena in Wolfgang Petersens «Troja» (2004) bekam. Selbst die *New York Times* verdamnte die deutsche Schauspielerin daraufhin zu einem Leben an der ewigen Oberfläche: «Zu schön, um jemals eine Rolle mit Tiefgang zu spielen.»

Seither hat sich einiges für Kruger, das Ex-Model, geändert. Zuerst langsam und schleichend. So spielte sie etwa 2009 in Tarantinos «Inglourious Basterds» mit: immer noch als blondes Hübschchen, das aber gleichzeitig wenigstens Doppelagentin war. Jetzt der Befreiungsschlag: In Fatih Akins NSU-Drama «Aus dem Nichts» spielt Kruger die Hauptrolle. Der Film erhielt gerade den Golden Globe als bester nicht-englischsprachiger Film – und es ist Kruger, die den Film fast allein auf ihren Schultern trägt. Ihre Schönheit interessiert dabei für einmal wenig, weil es Krugers Präsenz ist, diese wuchtige Einfeldung, die einen nicht wegsehen lässt.

Die Frau, die sie spielt, verliert ihren deutsch-kurdischen Mann und das Kind bei einem Nagelbombenanschlag von Neonazis. «Eigentlich ist es ein Film über Trauer», sagt die Schauspielerin in einem Interview. Es ist auch ein Film über Deutschland, Rache, das Töten und das Verlieren – und Kruger verhandelt so vieles in ihrem sensiblen Spiel und diesem guten, feinen Gesicht. Ihre Figur ist eine nonkonforme Studienabbrecherin, eine wilde Mutter, die Drogen nimmt – eine unverschämte Neuerfindung der Diane Kruger als Leinwandfigur, die wirklich niemand erwartet hat.

### Gordischer Knoten

Gut für solche Überraschungen ist Fatih Akin, der Mann mit dem grossen Herzen für Menschen in der Krise, auf der Leinwand wie im wahren Leben. In seinen Filmen, selbst in den lustigen, geht es immer existenziell zu. Und Kruger ist nicht die erste Schauspielerin, der Akin mit beherrzter Besetzung hilft, den persönlichen gordischen Knoten zu durchschlagen. Man erinnert sich an Sibel Kekilli, die Hauptdarstellerin in seinem mehrfach prämierten «Gegen die Wand» (2004): Zuvor war sie Pornodarstellerin, später spielte sie in «Game of Thrones» mit.

Für Diane Kruger, geboren 1976 als Diane Heidkrüger in Algermissen bei Hildesheim, hat sich der Aufbruch vom katholischen, von Nonnen geführten Gymnasium hinein in die Model-WG jedenfalls spätestens heute gelohnt. Weil er sie weiterführte auf die Schauspielschule, nach Hollywood und zurück nach Deutschland, wo sie nun – anders als Til Schweiger, das andere deutsche Blondchen mit Hollywood-Erfahrung – plötzlich ernst genommen wird.

# Hofbesuch bei Ai Weiwei

Ich habe bereits Werke des grossen chinesischen Künstlers erworben, als er im Westen noch gänzlich unbekannt war. Und ich hatte mehrmals das Privileg, Ai Weiwei zu treffen – eine elektrisierende Erfahrung. *Von Kurt Aeschbacher*

Ai Weiwei begegnete ich persönlich zum Ersten Mal bei Uli und Rita Sigg in ihrem wunderbaren Schloss Mauensee. Irgendwann, wohl im Sommer 2004. Inspiriert durch die Sammlertätigkeit der Siggs, die sie 1998, retour in der Schweiz, nach ihrem Botschafterleben in China aufnahmen, begann auch ich, Werke chinesischer Künstler zu kaufen. Für mich war das damals eine völlig neue Welt. Da haben plötzlich – in den neunziger Jahren noch im Untergrund – chinesische Kunstschaffende die politische Situation in China hinterfragt, karikiert und den explodierenden Kapitalismus in diesem kommunistischen Land angeprangert.

Das elektrisierte mich: mitzuverfolgen, wie Künstler den gesellschaftlichen Wandel dieses Riesenreiches reflektieren. So erstand ich meine ersten Werke chinesischer Maler, deren Namen ich weder kannte noch aussprechen konnte – vermittelt durch den Luzerner Galeristen Urs Meile, der sich als einer der Ersten hauptsächlich chinesischen Künstlern widmete. Und dabei war immer wieder von diesem Ai die Rede.

Als die Kunsthalle Bern die erste grosse Einzelausstellung von Ai Weiwei zeigte, wurde mir die Bedeutung seiner Arbeit bewusst – als Künstler selbstverständlich, jedoch genauso als Architekt oder als Kurator der berühmten Ausstellung «Fuck Off», welche im Jahr 2000 mit der chinesischen Avantgarde die Behörden provozierte.

## Von Katzen umschmeichelt

Die Gespräche später mit ihm faszinierten mich. Mit welcher Unerschrockenheit er die Zerstörung der kulturellen Traditionen Chinas in seinen Werken thematisiert. Und wie er damals noch in Peking in seinem Haus schon fast als Guru Hof hielt, obwohl die Obrigkeit ihm das Leben schwermachte und mit Überwachungskameras seinen Alltag bespitzelte. Umschmeichelt von seinen Katzen, war er ununterbrochen am Fotografieren, am Filmen, umgeben von Heerscharen von wuseli-

gen Assistenten und Handwerkern, als ich ihn in seinem riesigen Atelierhaus in Peking erlebte. Das Gesamtkunstwerk Ai Weiwei.

## Er kritisiert nicht China, sondern uns

Mir wurde klar, dass er nicht mit den klassischen Begriffen für einen Künstler verstanden werden konnte. Beeinflusst vom Konzeptansatz eines Marcel Duchamp, betrachtet er nicht ein einzelnes Werk, sondern sein Leben per se als Kunst. Daran beisst sich natürlich heute auch die Kritik die Zähne aus: wenn er jetzt aus seinem Exil in Berlin die Flüchtlingssituation im Film «Human Flow» mit seinem eigenen Schicksal als Flüchtling verwebt und daraus eine Bedeutung konstruiert. Plötzlich ist es nicht mehr nur das chinesische Regime, welches er kritisiert, sondern auch die westliche Politik, die ins Fadenkreuz dieses Menschenrechtsaktivisten gerät. Er zwingt uns immer wieder, Stellung zu beziehen: wenn wir vor einem perfekt glänzenden schwarzen Rettungsring aus Marmor mit mulmigen Gefühlen



Völlig neue Welt: Aeschbacher.

von der Schönheit des Objektes hingerissen und uns gleichzeitig der Dramatik bewusst sind, die sich hinter so einem Werk versteckt. Heute richtet sich seine Kritik gegen unser eigenes Verhalten, und das ist schwerer verdaulich als die Anprangerung eines totalitären Regimes in China.

Aber genau mit diesen Mitteln hat er immer schon gearbeitet. Mit den Millionen von Sonnenblumenkernen, die in der Eingangshalle der Tate Modern wie ein riesiger Teppich faszinierten. Kerne, die von weitem alle gleich aussahen, die aber einzeln von Hand bemalt worden waren, und damit sah jeder anders aus. Zehn Millionen individueller Gegenstände, versteckt in einer amorphen Masse. Während zweier Jahre waren gegen 1600 Kunsthandwerker damit beschäftigt, diese Kerne herzustellen. Sie standen auch als Symbol für Mitgefühl, weil während der Kulturrevolution die von Hunger geplagten Menschen solche Kerne miteinander teilten.

Für Chinas Obrigkeit eine fast unzumutbare Provokation war die Ausstellung «So Sorry» im Haus der Kunst in München. Damit hatte Ai das korrupte chinesische System im Westen an den Pranger gestellt. Dies, indem er nach dem Erdbeben in Sichuan die Fassade des Museums mit Hunderten von Schultornistern verkleidete, um der über 5000 Kinder zu gedenken, die in den schlechtgebauten Schulhäusern umkamen. Der massive Schlag eines zivilen Polizisten auf Ai Weiweis Kopf, in einem Hotellift mit dem Handy festgehalten, ging als Video um die Welt und war ein weiteres Motiv, das letztendlich zu seiner Verhaftung führte. Umso geschickter der politische Schachzug des Regimes, ihn vor zwei Jahren nach Berlin ausreisen zu lassen, um ihn so im eigenen Land zu isolieren.

Wer aber meinte, Ai Weiwei würde im Exil verstummen und nicht mit gleicher Vehemenz



Symbolischer Akt: Künstler Ai Weiwei vor seiner

westliche Thematiken ins Visier nehmen, hat sich getäuscht. Nur ist dies halt viel schmerzhafter als die Kritik an einem uns sowieso schon suspekten Staat.

### Wie damals Warhol

Mein erstes Werk, das ich von ihm kaufte, entstand noch in der Zeit, als er in New York ganz in den Fussstapfen von Marcel Duchamp seine Art von Ready-mades schuf. Es ist ein Paar zusammengenähte Herrenschuhe auf einem Holzsockel. Ein aus einem Drahtkleiderbügel gebogenes Profil seines imaginären Lehrmeisters Duchamp, «Hanging Man», kam später dazu. Die drei Fotografien, die ihn bei der Zerstörung einer wertvollen Vase aus der Han-Zeit zeigen, erinnern mich an den verachtenden Umgang mit dem chinesischen Kulturerbe während der Kulturrevolution, unter der er und seine Familie als Deportierte zu leiden hatten. Einige Werke, die sich mit der kulturellen Tradition seiner Heimat befassen, kamen später dazu.

Als es dann 2007 darum ging, mit dem Projekt «Fairytale» 1001 Chinesen und Chinesinnen, die grösstenteils noch nie ihr Land verlassen konnten, als eine Art soziale Skulptur an die 12. Documenta nach Kassel zu holen, konnte ich als Präsident einer Stiftung gemeinsam

mit einer zweiten Stifterin diese wohl erste grosse internationale Präsenz von Ai Weiwei finanzieren. Dabei ermöglichten wir nicht nur den 1001 Besuchern aus China eine Reise nach Deutschland, sondern es entstanden, von Ai Weiwei gestaltet, Reisegepäck, Stühle, Schlafsäle, Fotografien und ein Dokumentarfilm rund um dieses einzigartige Projekt.

Das Hauptstück der Ausstellung war «Template»: ein Turm aus antiken Türen zerstörter Tempel. Kurz nach der Eröffnung der Documenta zerstörte ein Sturm diese Skulptur. Dem Künstler schien das fast ein symbolischer Akt, der ihn bewog, die «zerstörte» Skulptur als das Original zu bezeichnen.

Ai Weiwei ist kein einfacher Künstler. Er provoziert. In der Zwischenzeit nicht mehr das chinesische Regime, sondern uns. Er hält uns einen unbequemen Spiegel vor. Aber hauptsächlich ist er wie damals Andy Warhol durch die Kunstkritik nicht zu fassen. Ist er Künstler, ist er Menschenrechtsaktivist, ist er Selbstdarsteller?

Für mich ist es all das, was einen wichtigen Kunstschaffenden ausmacht.

Kurt Aeschbacher ist Moderator der SRF-Talkshow «Aeschbacher».

## Knorr's Krimis



### Vom Trödel behämmert

Auch die hartnäckigsten Fans der Häkeldeckchen-Krimis von Agatha Christie werden sich hier verwundert die Augen reiben: Mit achtzig Jahren schrieb sie noch mal eine wüste Verschwörungsstory, die nun erstmals in Deutsch erschienen ist. Der exzentrische Diplomat Sir Stafford Nye gerät bei einer Zwischenlandung in Frankfurt an eine mysteriöse Lady und über die an eine Art Geheimbund, der sich gegen den drohenden Niedergang (von allem) wappnet. Höhepunkt ist die Beschreibung einer Drahtzieherin: «Ein Wal von einer Frau. Eine grosse, massige, käsefahle Frau, die sich in ihrem Fett wälzte. Doppel-, Dreifach-, fast Vierfachkinn.» Noch irrer ist das unübersichtliche Beziehungsgeflecht, zu dem auch ein Sohn Hitlers (er konnte nach Argentinien fliehen) gehört. Das gesamte Personal wirkt wie vom Trödel behämmertes Altmaterial. Das kann in den Dialogen amüsant sein. Nur ist die Handlung einfach gaga.

Agatha Christie: Passagier nach Frankfurt. Atlantik. 286 S., Fr. 28.90

### Sodom und Gomorrha



Der verrückteste, einfallsreichste Thriller – Western? Gothic-Horror? – des Jahres ist die Südstaaten-Groteske «Smonk» von Tom Franklin. In der Tradition der Südstaaten-Autoren von William Faulkner bis Cormac McCarthy, mit einem gewaltigen Schuss Sam Peckinpah («The Wild Bunch»), dringt der Autor (der Roman spielt zu Beginn des 20. Jahrhunderts) tief in die Schattenseiten der Gesellschaft ein. Der Süden ist ein einziges Sodom und Gomorrha, bevölkert von irregeleiteten, dumpfen Menschen, die töten und vergewaltigen – allen voran der einäugige Psychopath Smonk, der die männliche Bevölkerung eines Alabama-Kaffs zusammenschiesst. Franklin macht mit einer kraftvollen Sprache (glänzend übersetzt) seine Reise durch die Südstaaten-Mentalität zum Höllenritt: grausam und düster, aber immer getragen von schwarzem Humor. Schon der erste Satz ist brilliant: «Es war am Vortag des Vortages seines Ablebens.» Eine Entdeckung. Demnächst soll Franklins in den USA hochgelobter Krimi «Crooked Letter, Crooked Letter» auf Deutsch erscheinen.

Tom Franklin: Smonk. Pulp Master. 308 S., Fr. 22.50



Installation «Template».



Aus der Finsternis kommt das Licht: Boris Karloff und Colin Clive in «Frankenstein» (1931).

## Literatur

# Meisterin des kalkulierten Entsetzens

Vor 200 Jahren erschreckte die britische Schriftstellerin Mary Wollstonecraft Shelley das Lesepublikum mit «Frankenstein; or: The Modern Prometheus». Der Roman, am Genfersee entstanden, ist noch heute eine Wucht. *Von Marcus Tschudin*

**M**eine Kerze war schon zu einem Stümpfchen heruntergebrannt, als ich in dem Geflacker der schon erlöschenden Flamme das ausdruckslose, gelbliche Auge der Kreatur sich auftun sah.»

Sommer 1816. Wegen eines Ausbruchs des indonesischen Vulkans Tambora im Jahr zuvor ist das Klima weltweit gestört. Es regnet unaufhörlich. Auch über dem Genfersee dräuen schwarze Gewitterwolken, als eine Gruppe exzentrischer britische Reisender im Dorf Cologny eintrifft. Sie besteht aus den romantischen Dichtern Percy Bysshe Shelley und Lord Byron, dessen Leibarzt John Polidori, der Schriftstellerin Mary Wollstonecraft Godwin – die im Dezember Shelley heiraten wird – und ihrer Stiefschwester Claire Clairmont, der Geliebten Byrons. Dieser hat die idyllisch gelegene Villa Diodati gemietet, die rasch zum gemeinschaftlichen Brennpunkt des kleinen Zirkels wird.

Angesichts des garstigen Wetters, das Ausflüge unmöglich macht, scharft man sich um das Kaminfeuer und diskutiert nächtelang über politische, philosophische und spiritistische Themen sowie über okkulte Phänomene und schwarze Magie. Man unterhält sich über den Naturphilosophen Erasmus Darwin, der mit obskuren Praktiken tote Materie belebt haben soll, man disputiert über den italienischen Anatomen Luigi Galvani, der 1786 mit seinen elektrophysiologischen Experimenten Muskelkontraktionen an Froschschenkeln erzeugt hat, man spekuliert über Mittel und Methoden, künstliches Leben zu schaffen. Ausserdem liest man einander Gespenstergeschichten vor und konsumiert dabei reichlich Laudanum, eine angeblich kreativitätsfördernde Opiumtinktur. Byron schlägt vor, alle sollten eine Horrorstory schreiben.

Der Erfolg ist bescheiden. Byron verliert rasch die Lust an seiner Arbeit, Percy Shelley

müht sich mit einer Jugenderinnerung, Polidori fantasiert über eine Dame mit Totenkopf. Nur Mary Shelley schreibt ihr Werk zu Ende; die Idee sei ihr in einem halbawachen Altraum gekommen, sagt sie im Vorwort. Der Roman erscheint unter dem Titel «Frankenstein; or, The Modern Prometheus» anonym am Neujahrstag 1818 in drei Bänden und einer Auflage von 500 Exemplaren. Das Buch der Zwanzigjährigen fordert die religiösen und ethischen Empfindungen der Zeitgenossen auf beispiellose Weise heraus, wird sowohl gelobt als auch verrissen und avanciert rasch zum Bestseller.

### Schöpfungsakt in der Dachkammer

Victor Frankenstein, ein idealistischer, wissensdurstiger Genfer Student der Naturphilosophie, verfolgt besessen einen Plan: Er will an der Universität Ingolstadt mit gezielten Versuchen das Geheimnis des Lebens lüften. Er sammelt Knochen auf Friedhöfen, konstruiert

in seinem Laboratorium auf einem Dachboden aus Leichenteilen ein menschenähnliches Wesen von monströser Hässlichkeit und erweckt es mit Hilfe eines nicht näher erklärten Instrumentariums zum Leben. (Die erste Regung des Monsters ist ein krampfhaftes Zucken; Galvani lässt grüssen.) Die von Frankenstein geschaffene grauenhafte Kreatur erregt Angst und Abscheu bei allen, die ihr begegnen, auch bei ihrem Schöpfer. Einsam und elend irrt das Monster durch die Welt, eignet sich im Lauf seiner Odyssee Sprache, Gefühle und Bildung an und sucht Kontakt zu den Menschen, was wegen seines furchterregenden Aussehens durchwegs misslingt.

In seiner Not versucht es, Frankenstein zu bewegen, ihm einen weiblichen Gegenpart zu schaffen, um fern der menschlichen Gesellschaft wenigstens eine primitive Existenz fristen zu können. Als dieser sich weigert, schwört die Kreatur Rache und zieht in der Folge eine Blutspur des Grauens hinter sich her: Sie ermordet Frankensteins Bruder, seinen Freund Clerval und seine Braut Elizabeth. Frankenstein verfolgt das Monster in die Arktis, um es zu zerstören, stirbt aber dabei, nachdem er seine Geschichte dem Forschungsreisenden Robert Walton erzählt hat. Das unselige Geschöpf findet auf dessen Schiff seinen Erzeuger tot, wird von Schuldgefühlen geplagt und treibt auf einer Eisscholle ins Dunkel der Polarnacht.

### Verborgene Botschaften

Unter der bewegten Oberfläche der spannungreichen Schauergeschichte verbergen sich mehrere Botschaften. Unüberhörbar warnt die Autorin vor dem ungezügelten Streben nach Erkenntnis und einer Hybris, die sich anmass, Leben zu schaffen. In seiner Begeisterung für das wissenschaftlich Mögliche entzieht sich Frankenstein seiner Verantwortung und versäumt es, die ethischen Auswirkungen seines Tuns zu berücksichtigen, was sowohl Schöpfer als auch Geschöpf ins Verderben führt. Frankensteins Vermessenheit erinnert sowohl aus Goethes Faust als auch an den Prometheus der griechischen Mythologie, die beide nach verbotenem Wissen streben, dabei die Grenzen zwischen Menschlichem und Göttlichem überschreiten und dafür bestraft werden.

Das Ungeheuer ist anfänglich durchaus gutartig veranlagt und wünscht sich nichts als Zuneigung und Liebe, sieht sich aber wegen seiner Andersartigkeit als Outcast gebrandmarkt und von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen. Seine Wandlung zum mörderischen Rächer ist die logische Antwort auf die soziale Ungerechtigkeit, die es erleidet: Die verweigerte Akzeptanz führt zu unauslöschlichem Hass auf die Menschheit. Für Mary Shelley ist das Monster weniger eine Schreckgestalt als vielmehr ein verzweifelter Geschöpf, das wegen der Kränkungen, die es erfährt, zwangs-

läufig in seine Bösartigkeit getrieben wird. So gesehen ist «Frankenstein» ein ausgesprochen gesellschaftskritischer Roman, der die Diskriminierung von Einzelgängern und Aussenseitern anprangert. Einzelne Passagen widerspiegeln Überzeugungen von Marys Eltern: Ihr Vater William Godwin, dem das Buch gewidmet ist, war ein radikaler Sozialphilosoph, der für seine Vision einer gerechten, toleranten Gesellschaft kämpfte; ihre Mutter Mary Wollstonecraft war eine engagierte Frauenrechtlerin. Einige frühe Kritiker sehen das Monster auch als Symbol revolutionärer, die bestehende Ordnung gefährdender Kräfte; das Bild des unkontrollierbaren Ungeheuers wird bald für politische Zwecke missbraucht und vom britischen Establishment prompt jeder Gruppie-



*Raffiniert und vielschichtig:* Autorin Shelley.

lung angehängt, die den Status quo bedroht – etwa der Arbeiterklasse und den irischen Nationalisten.

Über dem sensationellen Inhalt geht oft vergessen, wie raffiniert und vielschichtig Mary Shelley ihre Geschichte erzählt: Zunächst berichtet der ehrgeizige Abenteurer Robert Walton in Briefen an seine Schwester, wie er während einer Nordpolexpedition eine riesige Gestalt sieht, die auf einem Hundeschlitten im arktischen Eis verschwindet. Am nächsten Morgen nimmt er den entkräfteten Frankenstein an Bord, der die tragischen Konsequenzen seiner anmassenden Tat begriffen und sich aufgemacht hat, seine monströse Schöpfung zu verfolgen und zu töten. Mit diesem Kunstgriff wird der Leser in die eigentliche Handlung hineingezogen. Innerhalb von Frankensteins Bericht kommt auch das Monster selbst zu Wort; in einem sechs Kapitel umfassenden Monolog schildert es seine demüti-

genden Erfahrungen mit der menschlichen Gesellschaft. Briefe, Bericht und Monolog sind kunstvoll ineinander verschachtelt und beleuchten das Geschehen von verschiedenen Seiten. Dabei erweist sich Shelley als kühl formulierende Meisterin des kalkulierten und sorgfältig orchestrierten Entsetzens.

### «Frankenstein» heute?

«Frankenstein» ist der wohl bekannteste Schauerroman der Literaturgeschichte. Aber nicht der erste: Als Horace Walpole 1764 «The Castle of Otranto» publiziert, löst er eine literarische Flutwelle aus, die an das Irrationale appelliert, Schrecken und Grauen erzeugt und mit unheimlichen Geschichten an düsteren Schauplätzen fasziniert. 1794 veröffentlicht Ann Radcliffe «The Mysteries of Udolpho»; zwei Jahre später folgt «The Monk» von Matthew Gregory Lewis. «Frankenstein» steht also durchaus in der Tradition der sogenann-

### Das Ungeheuer ist gutartig veranlagt und wünscht sich nichts als Zuneigung und Liebe.

ten Gothic Novel; Mary Shelley bringt jedoch eine neue Thematik in die Literatur der Schwarzen Romantik ein: die Wissenschaft und das Motiv künstlichen Lebens.

Der Roman inspirierte zahlreiche Verfilmungen; legendär Boris Karloff, der 1931 als erstes Monster über die Leinwand stakte und dafür sorgte, dass der Name Frankenstein irrtümlicherweise auf das namenlose Geschöpf übergegangen ist. Allerdings ist es den wenigsten Adaptationen gelungen, der differenzierten Erzähltechnik des Originals und den subtilen Anspielungen auf die Mythen um Faust und Prometheus gerecht zu werden.

Aber warum sollen wir den Roman heute noch lesen? Nun, weil er nach wie vor für Gänsehaut sorgt und nicht zuletzt bestens unterhält. Vor allem aber deshalb, weil Shelley beunruhigende ethische Fragen in Bezug auf das Wesen und die Definition des Lebens, die unscharfen Grenzen zwischen Gut und Böse sowie die Gefahren skrupellosen Experimentierens aufwirft, mit denen wir uns im Zeitalter rasanter medizinischer Fortschritte, wachsender molekularbiologischer Erkenntnisse, gentechnischer Manipulationen, routinemässiger Organverpflanzungen und unaufhaltsam fortschreitender Robotisierung ernsthafter denn je auseinandersetzen sollten. Als prophetische und pessimistische Warnung vor den Folgen eines verhängnisvollen Forscherdrangs und einer enthemmten Wissenschaft bleibt «Frankenstein» auch 200 Jahre nach seiner Publikation brennend aktuell.

Mary Wollstonecraft Shelley: Frankenstein oder Der moderne Prometheus. Reclams. 356 S., Fr. 11.90



## Die Bibel

# Heilige Mauern?

Von Peter Ruch

**B**recht diesen Tempel ab, und in drei Tagen werde ich ihn aufrichten» (Johannes 2,19). – Angesichts des Mitgliederschwunds der Kirchen stellt sich die Frage, was mit überzähligen Gotteshäusern geschehen soll. Zunächst ist festzuhalten, dass der Abbau von Gottesdiensten gegenwärtig übertrieben wird. Im Vergleich zu früher fallen zu viele Gottesdienste aus, weil es sich nicht lohne oder weil die Pfarerschaft zu schonen sei. Aber auch ohne dieses Fehlverhalten werden manche Kirchen überflüssig und erfordern eine andere Nutzung. Das ist nicht neu. Die Barfüsserkirche in Basel diente jahrhundertlang als Waren- und Salzlagar und ist seit 1894 das Historische Museum. Der Chor der Zürcher Predigerkirche wurde als Trotte verwendet. Nach dem Einbau von fünf Etagenböden wurde er oben zur Kornschütte und nach allerlei Lagerzwecken 1803 zur Kantons- und Universitätsbibliothek.

Es ist ein Unterschied, ob eine historische Kirche mit entsprechender Formensprache oder ein neueres Kirchgemeindehaus aufgegeben wird. Bei Letzteren ist der Spielraum grösser, bis hin zum Abbruch. Der Zürcher Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrist fordert für die Umnutzung rote Linien: Kommerz, Banken und Einkaufszentren sowie Gewalt und Menschenverachtung seien ein No-Go. Aha. Wo aber sind Gewalt und Menschenverachtung erwünscht? Und Kommerz, also gewinnorientiertes Wirtschaften, sichert immerhin die Tätigkeit der Kirchen mitsamt den Pfarrerlöhnen. Ihn mit Gewalt und Menschenverachtung in eine Reihe zu stellen, zeugt von einem bibel- und reformationsfernen Weltbild. Wirtschaft und Handel sind keineswegs böse. Sie können mit bösen Absichten ausgeübt werden wie jede andere Branche – selbst das Pfarramt. Das Neue Testament gibt zu verstehen, dass nicht einmal die Mauern des Tempels, geschweige denn diejenigen von Synagogen und Kirchen, heilig sind. Unter Umständen lenken sie gar von Gott ab. Deshalb ist hier ziemlich grosse Freiheit angesagt. Moralische Klischees führen ohnehin auf Abwege.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.

## Kino

# Der sture Lenkungsingenieur

«Darkest Hour» ist der zweite Film über den grossen Winston Churchill. Er besticht durch Oscar-reife Schauspielkunst.

Von Wolfram Knorr



*Gliühender Eifer:* Winston Churchill (Gary Oldman) in «Darkest Hour».

**G**ries und grämig ist die Stimmung. Hitlers Vormarsch nimmt bedrohliche Züge an, der neue britische Premierminister Winston Churchill (Gary Oldman) ist in Westminster nicht gerade beliebt. Die Opposition drängt auf einen Friedensvertrag, von der Krone unterstützt, nur Churchill stellt sich quer. Der 66-jährige Politiker denkt nicht daran, vor dem Diktator zu kuschen, ist die Lage 1940 auch noch so aussichtslos. Hitler besetzt Norwegen, die Schlacht von Dünkirchen droht – Churchill bleibt halsstarrig. Da der Ausgang der Geschichte bekannt ist, wirkt Churchills Unnachgiebigkeit nur im Nachhinein heroisch; damals war sie wohl ziemlich gewagt. Für ein heutiges Drama dagegen ist sie eine Steilvorlage für jeden ehrgeizigen Charaktermimen. Die Rolle enthält alle Ingredienzien – von den Selbstzweifeln bis zum Weltüberwindungswahn, von der Zerrissenheit bis zur Überforderung. Und Winston Churchill ist, nicht nur wegen seiner physischen Unverwechselbarkeit, eine Verlockung.

Durch zahlreiche Filme, zumindest in Nebenrollen, mäanderte dieser bereits. Im ver-

gangenen Jahr stand er in «Churchill» erstmals im Zentrum. Brian Cox spielte einen skrupulösen Premier, der sich 1944 lange gegen die Invasion in der Normandie wehrte. Da wirkte er ein bisschen wie ein Chef im Tante-Emma-Laden der Politik.

### Unterschiede in der Brexit-Zeit

Im gleichen Jahr wurde ein weiteres Churchill-Porträt produziert, nach einem Drehbuch von Anthony McCarten («The Theory of Everything») und unter der Regie von Joe Wright («Anna Karenina»): «Darkest Hour». Spielte «Churchill» gegen Ende des Zweiten Weltkriegs, so «Die dunkelste Stunde» zu Beginn. Was beide jedoch gemeinsam haben, ist neben der kammerspielartigen Struktur ein Premier, der auf dem Kothurn der Verantwortung dabei Tantalusqualen leidet, sein Volk vor einer Niederlage zu schützen. In beiden Filmen sitzt Churchill das Desaster von Gallipoli im Nacken, das er 1915 als Erster Lord der Admiralität mit zu verantworten hatte.



Was allerdings die Filme, die wohl nicht ganz zufällig in der Brexit-Zeit entstanden, radikal unterscheidet, ist die Besetzung. Mit dem sprenzel- und frettchenhaften Gary Oldman, der sich als verkniffener Unhold, dürr und spitz, einen unverwechselbaren Namen gemacht hat («Killer's Bodyguard»), ist Regisseur Joe Wright ein Coup gelungen, indem er die Rolle gegenbesetzte und nie der Gefahr unterlief, einen denkmalgeschützten Helden vorzuführen, sondern einen Menschen mit all seinen unschönen Seiten, den Jähzornausbrüchen, dem Hang zum Spott und zur ausschweifenden Genusssucht, der Störrisckheit und Boshaftigkeit.

Da tobt ein willenswütiger Politiker gegen ein weiches, von Ängsten und Kleinmütigkeit verdüstertes System. Die Konfrontation mit den nachgiebigen Politikern verkörpert Gary Oldman mit geradezu glühendem Eifer. Churchill wird durch ihn zu einem Unangepassten in einer durchinstrumentalisierten Welt, zu einem Radikaldemokraten, der – kaum an der Macht – sich in einen Machtmanager und Lenkungsingenieur verwandelt, immer für den höchsten Zweck, die Freiheit Britanniens. Oldman verkörpert ihn, frei von patriotischer Lotion, mit einem wie ständig unter Strom stehenden Körper; er entwickelt eine Hochspannung, die er nie bricht oder auch nur dämpft. Der Mann ist Oscar-reif. ★★★★★☆

## Weitere Premierien

**The Killing of a Sacred Deer** — Das Ärztehepaar Anna und Steven Murphy (Nicole Kidman und Colin Farrell) lebt mit seinen zwei Kindern gleichsam emotionsgehemmt in



**Strudel:** «The Killing of a Sacred Deer».

wohligem Luxus und zieht den Zuschauer Schritt für Schritt in sein rätselhaftes Dasein zwischen Wirklichkeit und Albtraum. Steven ist vor einiger Zeit ein Patient unter dem Skalpell gestorben. Er hatte vorher Alkohol getrunken und gerät in einen Strudel aus Schuld und Sühne, zeigt sich dabei immer beherrscht. Nur dem halbwüchsigen Sohn des Verstorbenen gegenüber fühlt er sich verpflichtet, lädt ihn ein, beschenkt ihn. Als der immer auf-

dringlicher wird und ihn unangemeldet zu besuchen beginnt, ahnt Steven das Verhängnis, eine schreckliche Rache des Filius. Denn bald erkranken beide Kinder der Murphys an einer unerklärlichen Lähmung. Wie in der antiken Tragödie «Iphigenie in Aulis» fordert der seltsam beunruhigende Knabe ein Opfer von der Familie. Der griechische Regisseur Yorgos Lanthimos drehte mit der surrealen Komödie «The Lobster» seinen ersten US-Film und erweist sich mit seinem neuen Opus als Meister der Magie. Nichts geschieht eigentlich in der Arztfamilie, und dennoch lassen einen die stilisierte Suggestivkraft der Bilder und die schwarze Komik nicht los. ★★★★★☆



**Albtraum:** «The Commuter».

**The Commuter** — Michael MacCauley (Liam Neeson) ist Pendler, der seit Jahren mit dem Vorortzug nach Manhattan fährt. Eines Morgens kommt er mit einer mysteriösen Lady (Vera Farmiga) ins Gespräch, aus dem bald ein Albtraum für den braven Familienvater wird. Neeson spielt zum vierten Mal («Run All Night») mit dem routinierten Action-Regisseur Jaume Collet-Serra zusammen, und das macht sich bezahlt. Der Film hat Spannung, auch wenn man Neeson gern mal wieder in einer Charakterrolle sehen würde. ★★★★★☆

## Knorrs Liste

1	<b>Paddington 2</b> Regie: Paul King	★★★★★
2	<b>The Greatest Showman</b> Regie: Michael Gracey	★★★★☆
3	<b>C'est la vie!</b> Regie: E. Toledano / O. Nakache	★★★★☆
4	<b>Lumière!</b> Regie: Thierry Frémaux	★★★★☆
5	<b>Star Wars: The Last Jedi</b> Regie: Rian Johnson	★★★★☆
6	<b>Pio</b> Regie: Jonas Carpignano	★★★★☆
7	<b>Loving Vincent</b> Regie: D. Kobiela / H. Welchman	★★★★☆
8	<b>Coco</b> Regie: Lee Unkrich / Adrian Molina	★★★★☆
9	<b>On Body and Soul</b> Regie: Ildikó Enyedi	★★★★☆
10	<b>Dieses bescheuerte Herz</b> Regie: Marc Rothemund	★★★★☆

## Jazz

# Beschwörung eines Königs

Von Peter Rüedi

Gregory Porter, zurzeit der angesagte Sänger in der namentlich für männliche Vokalistinnen harten Kategorie Jazz, war ein Frühberufener und Spätgefeierter. 1971 in Los Angeles geboren und aufgewachsen als Sohn einer alleinerziehenden Mutter, war er sozusagen in die schwarze Kirchenmusik, den Gospel, und deren säkularisierte Varianten Soul und Rhythm and Blues hineingeboren. Aber seinen Durchbruch schaffte er erst mit Alben wie «Water» (2010), «Be Good» (2012) und vor allem «Liquid Spirit» (2013). Sein voller, flexibler Bariton, der in seiner Eigenwilligkeit über jeden Verdacht erhaben ist, den das Samt-und-Seide-Material nahelegt, das mitunter zu seinen Vorlieben gehört (die Songs aus dem «Great American Songbook») – seine markante Stimme trug ihm in kürzester Zeit künstlerischen Ruhm ebenso ein wie kommerziellen Erfolg: ein Widerspruch nur für verbohnte Jazzfans, die vor über einem halben Jahrhundert schon den grossen Nat King Cole beargwöhnten, als der sein feines Pianotrio zugunsten einer Solokarriere bei Capitol aufgab und als «schwarzer Sinatra» mit den zum Teil gleichen Arrangeuren (Nelson Riddle und Gordon Jenkins) zu einer Grösse in Pop-Dimensionen avancierte.

Eben Nat King Cole war für den vaterlos aufgewachsenen Porter eine Art früher musikalischer «Ersatzvater», über die LP in der Plattensammlung seiner Mutter, versteht sich. Jetzt widmet er seinem grossen Vorbild ein ganzes Album: «Nat King Cole & Me». Dabei verlässt er das Ambiente einer Jazzcombo und richtet mit dem Arrangeur Vince Mendoza und dem 81-köpfigen London Studio Orchestra mit der ganz grossen Kelle an. Die Frage, wo hier die Grenze zwischen Kunst und Kitsch verläuft, ist ebenso obsolet wie im Fall von Nat King Cole. Allenfalls sind einige Arrangements von Mendoza etwas zu ambitiös. Insgesamt ist Porters Cole-Remake dennoch, trotz eines gelegentlich etwas wagnerischen Overkills, wunderbar. Auch wenn er, bei aller Bemühung um einen eigenen Ton in den versammelten Hits des «King», den Jazz-Sänger gelegentlich etwas unter den Scheffel stellt. Meine Highlights: «Nature Boy» und Chaplins «Smile».



Gregory Porter: Nat King Cole & Me. Blue Note 5791468

# Lamm im Bärenfell

Er ist seit Jahren im Geschäft und hat mit «Lüthi und Blanc» oder der «Bingo-Show» fast Kultstatus erreicht. Doch aus dem einstigen Bürgerschreck Beat Schlatter ist ein braver Bürger aus dem Niederdorf geworden. Von Wolfgang Koydl und Désirée Good (Bild)

Das «Henrici» im Niederdorf sieht so authentisch nach einer Szenebeiz aus, dass es ein Hollywood-Set sein könnte: zusammengewürfeltes Mobiliar, abgescheuerte Holztische auf groben Holzdielen, speckige Wände und an den Decken Ventilatoren, die sich träge drehen, obwohl weder Hitze noch Rauch im Raum stehen.

Auch die Gäste scheinen von einer Casting-Agentur zu kommen: Bartgestrüpp bei den Männern, Naturteint statt Make-up bei den Frauen, viel selbstgestricktes Norwegermuster bei beiden. Natürlich hat die Speisekarte einen starken veganen Einschlag.

Beat Schlatter ist Stammgast im «Henrici». Oder, wie er es formuliert: «Ich hab ein GA hier.» Er passt gut rein, halb Büezer und halb Bohémien – obwohl er in Wirklichkeit keines von beiden ist. Trotz strömenden Regens hat er weder Schirm noch Mantel dabei. Stattdessen hat er sich in ein viel zu enges Jackett gequetscht, und das schwarze Hemd spannt nicht nur über dem Bauch. Es klafft. Eindeutig ein Mensch, der leiblichen Genüssen nicht betont eifrig aus dem Wege geht.

## Blick auf die Reinigung

Als eine Art Familie hat Schlatter das «Henrici» einmal bezeichnet, ein Café, in das er schnell mal in Finken herüberkommen kann von seiner Wohnung. Seit achtzehn Jahren wohnt er im Niederdorf, wobei er grosse Erwartungen an seine Wohnung dämpft: «Mein Blick geht nicht aufs Grossmünster, sondern auf die chemische Reinigung nebenan.» Dennoch ist die Zürcher Altstadt sein Refugium, sein privates Reduit in einer unübersichtlich gewordenen Welt.

Später muss er weiter ins Theater, die letzten Proben für sein neues Stück stehen an. Dazu muss er das Niederdorf verlassen – aber nur zum Hechtplatz. Der liegt im Oberdorf, stellt also noch keinen Ausbruch aus der Komfortzone dar.

«Bank-Räuber» heisst die neue Komödie, die diese Woche Premiere hat. Der Bindestrich weist auf eine Doppeldeutigkeit hin, denn der Bankräuber ist selbst ein Banker, der wegen akuter Liquiditätsprobleme eine andere Bank ausrauben will.

Das Einbruchopfer ist die UBS, die auch so genannt wird, wie alle Namen in dem Stück der Realität entsprechen: «Es gibt das Sprüngli, es gibt das Live-at-Sunset-Festival, es gibt Roger Federer», zählt Schlatter auf. Deshalb wollte er auch der Pleitebank zunächst einen



«Wut ist nicht lustig»: Komiker Schlatter.

realen Namen verpassen – und kam aufs Bankhaus Julius Bär.

Die Idee mag von Anfang an weltfremd gewesen sein, aber immerhin liess sich das Traditionshaus ein paar Tage Zeit, bevor es das Ansinnen ablehnte. Noch immer schwingt Erstaunen darüber in Schlatters Stimme mit, dass ein renommiertes Geldhaus seinen Namen keinem semikriminellen Kreditinstitut leihen wollte. Nun heisst die Bank im Stück eben «Bank Lamm» – ein Bär im Lammfell gewissermassen.

Fragt man ihn, was komisch sei an einer Bank, speziell an einer Schweizer Bank, denkt Schlatter lange nach. «Nach der Finanzkrise, da hatte ich eine ungeheure Wut auf die Banken im Bauch», sagt er schliesslich. Aber Wut ist nicht lustig. «Es ist immer der Kontrast, der Komik erzeugt», analysiert Schlatter schliesslich, «die Geschichte hinter der Geschichte, hinter der Fassade.»

Geschichten erzählt Schlatter für sein Leben gern: auf der Bühne und auf der Leinwand. Früher hat er noch Kabarett gemacht, 1984 gründete der damals 23-Jährige zusammen mit Patrick Frey das Kabarett Götterspass. Heute freilich genügt ihm die Kleinkunstbühne nicht mehr: «Da kann man keine Geschichten erzählen, und es heisst ja gar nicht mehr Kabarettist, sondern Comedian», merkt er an. «Ich will eine Geschichte erzählen und bei den Figuren die Verletzlichkeit herausarbeiten. Heutzutage wimmelt es von Comedians. Eine Coiffeuse, kaum ist sie aus der Lehre, steht sie irgendwo auf einer Bühne und erzählt von ihren Beziehungsproblemen durch das Internet. Es gibt bald mehr Comedians als Katzenvideos.»

### Goldvreneli vom Hürlimann-Patron

Die Protagonisten seiner Geschichten sind keine strahlenden Gestalten, sondern Antihelden: kleinbürgerliche Loser, die durch einen glückhaften Einfall alles wieder ins Lot zu drehen versuchen. Meist geht es ums Geld beziehungsweise um den Mangel an selbigem.

In seinem ersten Film, «Katzen diebe» (1996), klauen zwei Freunde Miezchen und bringen sie gegen Finderlohn wieder zurück. Das Geschäftsmodell geht gründlich schief, als sie eine vermeintlich heilkräftige Katze einer Seherin stehlen. Der Komiker im gleichnamigen Film ist ein erfolgloser Spassmacher, der sich im Altersheim seiner Mutter verkriecht, und in seinem letzten Streifen, «Flitzer», versucht ein Bünzlilehrer das von ihm verzockte Geld für einen neuen Schulsportplatz mit einer abgefahrenen Wettidee wieder hereinzuholen.

Für Schlatter freilich ist es kein genialer Einfall, der die Charaktere retten soll, sondern Courage: «Es sind Geschichten, bei denen man Mut beweisen muss», erklärt Schlatter und nippt an seinem Cappuccino. «Wenn man es wirklich riskiert und tut, wenn man Mut beweist, dann kann man auch gewinnen.»

Trifft das vielleicht auch auf ihn selbst zu? Hat er sich die Rollen auf den Leib geschrieben?



Kabarett Götterspass mit Schlatter (l.), 1992.



Verrückte Ideen: «Bingo Show».



Doppeldeutig: neues Stück «Die Bank-Räuber».

Das bleibt unbeantwortet, wie Schlatter überhaupt ungern Persönliches preisgibt. Sicher scheint, dass er mit den Jahren nicht nur körperlich runder geworden ist: Er eckt nicht mehr

---

### «Giacobbo/Müller» haben mich nicht einmal eingeladen.»

---

an. Vom Punker, der als Schlagzeuger in einer Band spielte und auf dem Töff Alpenpässe überquerte, ist nichts mehr zu sehen. Der Typ, der aussah, als würde er keiner Schlägerei aus dem Weg gehen, wird heute selber attackiert: ein gutmütiges Lamm im Bärenfell.

Wie allen guten Bürgern geht es auch ihm letztlich darum, den Lebensunterhalt zu verdienen. Das ist nicht leicht. Denn so erfolgreich er ist, so prekär ist die Existenz eines Künstlers. Das trifft wohl auf die meisten Schauspieler und Autoren zu, solange sie nicht Weltstars sind. Doch es zeichnet Schlatter aus, dass er ehrlich darüber spricht. Seien es die drei anstatt der versprochenen zehn Goldvreneli,

die er als Teenager vom Hürlimann-Patron Martin bekam, weil er den Namen für das Mineralwasser Aquì fand. Sei es das Honorar für eine Jass-CD, der er seine Stimme lieh. Ob er einen Franken pro verkaufter Scheibe wolle oder 4000 Stutz pauschal? Er entschied sich für den Abschlag, doch die CD verkaufte sich in der ersten Auflage 20 000-mal.

Richtig blüht er erst auf, wenn er auf jene Unternehmungen zu sprechen kommt, bei denen er seine Lust an verrückten Ideen austoben kann: die «Bingo-Show» und der «Hürlimann-Rappen». Erstere hat längst Kultstatus erlangt, auch wenn sie kaum mehr öffentlich stattfindet, sondern nur privat gebucht werden kann. Die Preise waren legendär und orientierten sich, so Schlatter, an drei Prinzipien: «Sie dürfen nicht käuflich zu erwerben sein, sie einzulösen, erfordert Mut, und sie dürfen nicht kopiert werden können.»

Weniger bekannt ist der Hürlimann-Rappen, den er mit dem Feldschlösschen-CEO Thomas Amstutz ausknobelte: Von jedem verkauften Hürlimann-Bier fliesst ein Rappen in einen Fonds, aus dem Spassprojekte finanziert werden. In die Schlagzeilen geriet der Plan des eingefleischten FCZ-Fans Schlatter, WC-Papier mit dem FC-Basel-Logo zu drucken.

Um Fussball geht es auch beim jüngsten Vorhaben: «Wir suchen den schlechtesten Torwart aller Ligen im Kanton Zürich», erzählt er. «Den, der die meisten Tore reingelassen hat. Der bekommt dann ein Spezial-Coaching von Jörg Stiel, dem Ex-Goalie der Nati.» Er macht eine Kunstpause. «Und wenn der feststellt, dass bei dem Torwart Hopfen und Malz verloren ist, gibt's Hopfen und Malz für alle – Freibier.»

Von allen den Foren, die Schlatter bespielt, fehlt eines: das Fernsehen. In «Lüthi und Blanc» spielte er nur eine kleine Rolle, die Promi-Scharade «Metzgete» hielt sich nicht lange. «Da gab es ein, zwei Konstruktionsfehler, aber das war meine Schuld», gibt er zu.

Man merkt Schlatter an, dass es ihn schmerzt, nicht häufiger im TV präsent zu sein, nicht einmal in verwandten Comedy-Formaten. ««Giacobbo/Müller» haben mich nicht einmal eingeladen», sagt er und lässt den Satz in der Luft hängen.

Dennoch hat er sich gegen die «No Billag»-Initiative in die Bresche geworfen – letztlich deshalb, weil er bemerkt hatte, «wie entspannt die SRF-Leute sind: Da gibt es keine Panik, obwohl eine Abschaffung eine Katastrophe wäre.» Eine kleine Spitze gegen den Staatssender kann sich Schlatter dann freilich doch nicht verkneifen: «Ich habe nur ein Problem: Wenn ich gegen «No Billag» bin, bestätige ich indirekt, dass alle dort einen guten Job machen.» Ende der Durchsage, mehr kommt nicht.

«Die Bank-Räuber» mit Beat Schlatter & Ensemble werden bis 25. Februar im Zürcher Theater am Hechtplatz aufgeführt.

# Wer hat Rasputin ermordet?

Die einen, darunter der Zar, hielten ihn für einen genialen Geistlichen mit Wunderkräften, andere hatten nichts als Hass für Rasputin übrig. Die Obduktion seiner Leiche brachte Fürchterliches ans Licht. Und warf neue Fragen auf über die Täterschaft. *Von Giles Milton*

Die gefrorene Leiche wurde am letzten Tag des Dezembers 1916 in der Newa entdeckt. Ein Flusspolizist bemerkte einen Pelzmantel unter dem Eis und liess dieses aufbrechen.

Die Leiche wurde sogleich als diejenige von Grigori Rasputin, dem «heiligen» Berater des Zaren und der Zarin von Russland, erkannt. Zar Nikolaus und seine Frau Alexandra hatten geglaubt, Rasputin sei mit einer Art von Zauberkräften gesegnet, die ihrem an der Bluterkrankheit leidenden Sohn vorübergehend Erleichterung verschaffen konnten.

Andere waren nicht derselben Ansicht. Sie hassten Rasputin als zügellosen Betrüger, welcher die Geschäfte des russischen Staats zu seinem eigenen Vorteil manipulierte. Viele Bewohner der Hauptstadt St. Petersburg wünschten ihm seit langem den Tod.

Die Leiche wurde aus ihrem eisigen Grab herausgebrochen und ins Chesmenski-Hospiz gebracht. Hier nahm Professor Dmitri Kosorotow die Obduktion vor. In St. Petersburg waren bereits Gerüchte über Rasputins Tod im Umlauf, Gerüchte, die später durch einen der Mörder noch angeheizt werden sollten: Fürst Felix Jussupow, in dessen Palast Rasputin gestorben war, gab nicht nur zu, an dessen Ermordung beteiligt gewesen zu sein, sondern rechtfertigte diese mit der Begründung, Rasputin sei schlecht für Russland gewesen. Er brüstete sich damit, ihn zuerst mit Zyankali vergiftet und ihm dann durchs Herz geschossen zu haben.

«Er ging auf mich los, versuchte, mir an die Gurgel zu gehen, und grub seine Finger wie Stahlklauen in meine Schulter. Seine Augen sprangen aus den Höhlen, Blut troff ihm von den Lippen.»

Es gab von Anfang an gute Gründe, Jussupow zu misstrauen. Der für die Obduktion zuständige Professor stellte fest, die Leiche sei furchtbar verstümmelt gewesen. «Auf seiner linken Seite ist eine Klaffwunde, die von einem scharfen Gegenstand oder einem Schwert her-



Telegramm nach London: Lustmönch Rasputin.

rührt. Sein rechtes Auge ist aus der Höhle auf sein Gesicht gefallen. Sein rechtes Ohr hängt herab und ist zerrissen. Sein Hals ist verletzt von der Fesselung durch einen Strick. Gesicht und Körper zeigen Spuren von Schlägen mit einem geschmeidigen, aber harten Gegenstand.»

## Scharfsinn fürs historische Detail



Der britische Historiker und Bestsellerautor Giles Milton, 52, schreibt an dieser Stelle wöchentlich eine Folge von «Mysterien der Weltgeschichte». Es sind herzerreissende Tragödien und atemberaubende Einzelschicksale, aufgezeichnet mit einem Flair für das historische Detail. Miltons Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund, ist verheiratet mit einer Deutschfranzösin, Vater von drei Töchtern und Besitzer eines hochbetagten Haushasen. [www.gilesmilton.com](http://www.gilesmilton.com)

Rasputin war mit einem schweren Totschläger mehrmals traktiert worden.

Schrecklicher war der Zustand seiner Genitalien. Zu irgendeinem Zeitpunkt waren seine Beine auseinandergezerrt und seine Hoden «mit einem ähnlichen Gegenstand zerquetscht» worden.

Weitere Details aus dem Bericht von Professor Kosorotow deuten darauf hin, dass Jussupows Darstellung frei erfunden war. Die Geschichte vom vergifteten Kuchen stimmte nicht: Bei der Obduktion wurden in Rasputins Magen keinerlei Spuren einer Vergiftung gefunden.

Kosorotow untersuchte auch die drei Schusswunden in Rasputins Leiche. «Die erste Kugel drang durch die linke Seite der Brust und durchschlug Magen und Leber. Die zweite drang durch die rechte Seite des Rückens und die dortige Niere.»

Beides waren schreckliche Verletzungen, doch tödlich war die dritte Kugel. «Sie traf das Opfer in die Stirn und drang ins Hirn.» Professor Kosorotow hielt fest, dass die Kugeln «aus Revolvern unterschiedlichen Kalibers» stammten.

In der Mordnacht hatte Jussupow eine Taschen-Browning auf sich getragen ebenso wie sein Mitverschwörer Grossfürst Dmitri. Der ebenfalls anwesende Wladimir Purischkewitsch besass eine Savage.

Diese Waffen könnten die Verletzungen der Leber und der Niere verursacht haben. Doch der tödliche Schuss auf Rasputins Kopf musste aus einem Revolver abgefeuert worden sein. Ballistikexperten sind sich mittlerweile einig, dass die Wundränder den Verletzungen durch eine nicht ummantelte Bleikugel, die aus nächster Nähe abgefeuert wurde, entsprechen.

Alles deutet darauf hin, dass die Waffe ein in Grossbritannien hergestellter Webley-Revolver vom Kaliber 455 war. Eine solche Waffe besass Oswald Rayner, ein enger Freund Jussupows seit den gemeinsamen Studentagen an der Universität Oxford.

Wie niemand ausser der kleinen Gruppe der Verschwörer wusste, war auch Rayner in der Nacht von Rasputins Ermordung dabei gewesen. Mehr als ein Jahr zuvor war er nach Russland geschickt worden als britischer Agent, der für den Geheimdienst (den heutigen MI6) tätig war.

In seinen Memoiren formulierte Fürst Jussupow die Stellen, die Rayner betrafen, sehr vorsichtig. Er erwähnt, ihn am Tag nach Rasputins Ermordung getroffen zu haben, stellt das aber als Zufall dar. «Ich traf meinen Freund Oswald Rayner. [...] Er wusste von der Verschwörung und wollte wissen, was es Neues gebe.»

Jussupow traf Rayner in der Tat nach dem Mord, aber Rayner musste nicht «wissen, was es Neues gebe», denn er hatte den tödlichen Schuss abgefeuert.

Rayner erzählte später seiner Familie, er sei in jener Nacht in Jussupows Palast gewesen – eine Information, die schliesslich in Rayners Nachruf eingehen sollte. Erhaltene Briefe anderer britischer Agenten werfen ebenfalls Licht auf seine Rolle. «Es sind bereits ein paar

## Die Kugeln stammten «aus Revolvern unterschiedlichen Kalibers», sagte der Professor.

unangenehme Fragen gestellt worden hinsichtlich einer direkteren Beteiligung», schrieb einer. «Rayner ist dabei sauberzumachen.»

Rasch hörte der Zar Gerüchte von einer britischen Beteiligung an Rasputins Ermordung. Da er unbedingt mehr wissen wollte, fragte er den britischen Botschafter, ob Rayner etwas mit der Ermordung zu tun gehabt habe.

Der Botschafter bestritt, irgendetwas von Rayners Beteiligung zu wissen. Das Gleiche tat Samuel Hoare, Leiter des britischen Spionagebüros in St. Petersburg. «Eine empörende Beschuldigung», sagte er, «und so ungläubwürdig, dass sie ans Kindische grenzt.»

Allerdings erfuhr Hoare bemerkenswert rasch von Rasputins Tod: Er telegraphierte die Nachricht von der Ermordung nach London – viele Stunden bevor diese in St. Petersburg öffentlich bekannt wurde.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:  
«Im Ballon zum Nordpol»

Weltwoche Nr. 02.18  
Illustrationen: Jonathan Németh für die Weltwoche



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Alle reden von Kryptowährungen. Soll ich auch in Bitcoins investieren? Oder in eine andere Kryptowährung?**

Stefan G., Romanshorn

Wenn Sie ein Mensch sind, der viel überflüssiges Geld hat, mit dem Sie spielen und das Sie auch verlieren können, kaufen Sie solche Währungen und freuen Sie sich an allfälligen Gewinnen. Vielleicht gehören Sie aber – wie ich – nicht zu solchen Menschen. Ich kann mir grosse Verluste nicht leisten. Darum lasse ich die Hände davon – im Wissen, dass ich auf allfällig zu erzielende Gewinne verzichten muss. Ohne etwaige grosse Gewinne kann ich leben, aber mit grossen Verlusten nicht. Dazu: Nur weil alle von diesen Währungen reden, heisst das noch nicht, dass diese eine gute und sichere Geldanlage sind. Verstehen Sie diese Währungen? Wissen Sie, wie sie funktionieren? Haben Sie die Zeit, um den Kurs zu verfolgen? Ich – wie die meisten Leute – muss all diese Fragen mit Nein beantworten. Es ist wie mit irgendwelchen unbekanntem Aktien von Firmen, bei denen

man nicht weiss, was die Firmen machen und wer dahintersteckt. Wovon ich Ihnen ganz abrate: dass Sie solche Geschäfte auch mit geliehenem Geld machen und sich einreden, mit Schulden verdiene man Geld, weil die Schulden stabil sind, während die Kurse steigen. Man habe dann eine «Hebelwirkung». Das stimmt zwar. Aber das Gegenteil stimmt auch: Wenn Sie bei sinkenden Kursen Verluste einfahren, bleiben die Schulden auch. Selbst wenn Sie Ihr ganzes Kapital verloren haben, bleiben Ihnen zusätzlich die Schulden. Das heisst, Sie verlieren noch mehr als das eigene Vermögen. Viele sind daran zugrunde gegangen.

**Ich habe eine Geliebte. Soll ich es meiner Frau erzählen? Ich will unbedingt verhindern, dass die Beziehung zu meiner Frau in die Brüche geht.** Matthias R., Bern

Sie wollen «unbedingt», dass die Beziehung zu Ihrer Frau nicht in die Brüche geht? Dann brechen Sie mit Ihrer Geliebten, und Sie brauchen Ihrer Frau auch nichts zu sagen. Wenn Sie aber den Willen und die Kraft zur Trennung von der Geliebten nicht aufbringen, dann sagen Sie es Ihrer Frau. Was offen auf dem Tisch liegt, lässt sich leichter bewältigen. Sie können aber annehmen, dass Ihre Frau von Ihrer Affäre ohnehin schon lange weiss.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Gewinner der Woche

### Sawiris Orascom

Der ägyptische Unternehmer Samih O. Sawiris hat an der Börse einen atemberaubenden Jahresanfang erlebt. Die erste Woche brachte den Aktien der Orascom Development Holding eine Kurssteigerung von 30 Prozent (siehe Grafik). Der Titel kam praktisch an die Spitze der rund 230 an der Schweizer Börse SIX kotierten Aktien des SPI. Sawiris ist Verwaltungsratspräsident und Hauptaktionär (68 Prozent) der Orascom-Gruppe, die auf die Entwicklung von Tourismusorten und Hotels in Ägypten, arabischen Ländern, Afrika und Europa ausgerichtet ist und auch 49 Prozent an Sawiris Andermatt-Swiss-Alps-Projekt hält (51 Prozent sind bei Sawiris selber). Wichtig für den Aufschwung ist die Erholung des ägyptischen Tourismus. Die

### Aktienkurs von Orascom Development

Vom 3. bis 9. Januar 2018, in Franken



QUELLE: SIX

Orascom-Titel zählten 2017 mit einer Kurs-Verdreifachung zu den besten Immobilienaktien. Den Wert von 2014 haben sie aber noch nicht erreicht, und 2008 hatte der Kurs weit über 100 Franken gelegen. *Beat Gygi*



Thiel

## Im Zoo

Von Andreas Thiel

**Zoobesucher:** Diese armen Tiere...

**Tierpfleger:** Wieso arme Tiere? Die müssen sich hier um nichts kümmern. Das Essen wird ihnen gebracht, es wird saubergemacht, sie geniessen medizinische Versorgung rund um die Uhr, und um die Infrastruktur müssen sich die Tiere auch nicht selber kümmern. So ein sorgenfreies Leben möchte ich auch mal haben.

**Zoobesucher:** Aber schöner hätten es die Tiere doch schon draussen in der freien Wildbahn.

**Tierpfleger:** Wieso schöner? Dort draussen müssten sie nicht nur ihre Höhlen selber graben und gegen Eindringlinge verteidigen. Sie müssten jeden Tag auch noch mühsam ihr Essen zusammensuchen. Zudem laufen in der freien Wildbahn starke Konkurrenten rum und natürliche Feinde.

**Zoobesucher:** Huch! Was ist denn das für eine riesige Käfiganlage, welche hier neben dem Elefantenhaus gebaut wird?

**Tierpfleger:** Das gibt das neue Künstlergehege.

**Zoobesucher:** Wozu soll das gut sein?

**Tierpfleger:** Man wird hier bald Künstler betrachten können.

**Zoobesucher:** Und was sollen die Künstler hier machen?

**Tierpfleger:** Na, was sie halt so machen: schreiben, malen, tanzen, Musik, Theater, Film...

**Zoobesucher:** Ist das nicht gemein, die Kunst hier im Zoo zu zeigen?

**Tierpfleger:** Wieso gemein? Die Künstler müssen sich hier um nichts mehr kümmern. Sie kriegen gratis Essen, es wird saubergemacht, die medizinische Versorgung ist unentgeltlich, und die Infrastruktur wird ihnen auch zur Verfügung gestellt. So ein sorgenfreies Leben möchte ich mal haben.

**Zoobesucher:** Aber Sie wollen die Künstler doch nicht wirklich hier im Zoo unterbringen...

**Tierpfleger:** Ich nicht, aber die Künstler wollen das so.

**Zoobesucher:** Wieso?

**Tierpfleger:** So stellen sie sich die Freiheit vor.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Gipfeltreffen der Starköche

Exquisiter Gastro-Anlass in Zollikon; der Traum des Küchenvirtuosen Andreas Caminada; Aufwertung des Zürcher Niederdorfs. Von Hildegard Schwaninger

Die Villa an der Zollikerstrasse 170 in Zürich gehört einem Konsortium, das mehrere Herrschaftshäuser in der Gegend Zürichberg/Seefeld hat und diese für Anlässe oder Kurzaufenthalte vermietet. Wochenmiete: 40 000 Franken. Die Villa ist beliebt für Hochzeiten, Partys, Jubiläen, aber auch bei Menschen, die lieber in einer feudalen Villa als in einem Hotel Ruhe und Erholung suchen.

Am Dienstag fand hier eine Art Gipfeltreffen von Schweizer Kochkünstlern statt. Anlass war, dass die Cateringfirma Acasa, die vor fünf Jahren von **Andreas Caminada** und **Sandro Steingruber** gegründet wurde, jetzt das «Grand Resort Bad Ragaz» ins Boot nimmt. Das Hotel wird Partner mit einer 48-Prozent-Beteiligung. Damit werden Kräfte gebündelt, Acasa hat jetzt fünf Starköche im Angebot, die je nach Wünschen des Kunden liefern. Neben **Silvio Germann** und **Renato Wüst** vom «Grand Resort» ist auch der Starkoch **Hubertus Real** vom «Park Hotel Sonnenhof» in Vaduz in der Truppe. Sandro Steingruber, heute Chef von Acasa, ist auch preisgekrönter Koch. Elf Jahre war er im «Waldhaus» in Flims, hatte dort 17 Gault-Millau-Punkte.

Zur Präsentation des Acasa-Joint-Venture kamen ziemlich viele Leute (Food-Blogger/-innen und Medienleute). Wenn fünf Herdvirtuosen kochen – wer will sich das schon entgehen lassen? Was serviert wurde, war sehr gut (herausragend: die Felchen an Safransauce von Andreas Caminada sowie das Fischtatar asia-

tisch auf Mango von Hubertus Real), die Aussicht ins Grüne schön.

Star des Anlasses war natürlich Andreas Caminada vom «Schloss Schauenstein», der demnächst auf Weltreise geht. Mit Ehefrau **Sarah** und den Söhnen **Finn** und **Cla** fliegt er nach Miami, «und dann sehen wir, wie es weitergeht». Nichts ist vorgeplant, Traumziele sind Hawaii, Neuseeland und Japan; man entscheidet ad hoc. Am 8. Mai kommt er zurück, sein kulinarischer Luxustempel bleibt bis 1. Juni geschlossen. Der sympathische Bündner, mit drei Michelin-Sternen und 19 Gault-Millau-Punkten der Star unter den Küchenvirtuosen, erklärt: «Seit fünfzehn Jahren habe ich das Schloss Schauenstein, jetzt möchte ich eine grosse Reise machen, bevor unsere Söhne, die zwei und vier sind, in den Kindergarten kommen.»

Zu Hause wird derweil einiges passieren. Eine eigene Taubenzucht wird angelegt, bei der ihn **Heinz Reitbauer** unterstützt, der mit seinem Restaurant «Steirereck» in Wien (bekannt für Wiener Schnitzel und Leberknödel) in den Top Ten der besten Restaurants der Welt figuriert.

Das grosse Projekt von Andreas Caminada ist der Bau der «Casa Caminada» in den alten Stallungen neben dem Schloss: eines Bündner Gasthauses mit Gästezimmern im ersten Stock, einem Laden und einer Beiz, in der Bündner Spezialitäten serviert werden (Capuns, Maluns, Pizokel), sowie einer eigener Backstube. Auf die freut sich Caminada am meisten: «Ein Traum von mir. Immer, wenn



Fast verliebt

## Hintertür

Von Claudia Schumacher

**M**arion ist ein offenherziger Mensch. Sie nennt die Dinge beim Namen, Heimlichkeiten und Doppelmoral sind ihre Sache nicht. Andererseits ist Marion eine ziemliche Prinzessin – Arzttochter

eben. Und so kommt es, dass die Frohnatur und die brave Prinzessin, die zwei Seelen in Marions Brust, mitunter in einen Streit darüber geraten, wer das Sagen hat. Erst neulich, da steckte die Prinzessin in der Klemme.

Marion hat einen Freund, der lebt im Ausland. Erstmals Zweifel an dem Mann kamen ihr an Weihnachten. Sein Geschenk liess sie trocken schlucken, dumm lächeln und fragend in seine Augen sehen. Damit nicht genug: Am Flughafen fiel sie bei der Sicherheitskontrolle auf. Es hängt damit zusammen: Eine Frau hat zwei Jungfräulichkeiten. Ihre erste verlor Marion mit neunzehn Jahren. Die zweite hat sie noch, bis heute. Sie verstehen? Sonst schauen Sie den Titel der Kolumne an. Marion jedenfalls: Sie ist verliebt. So verliebt war sie vielleicht noch nicht. Der Mann macht auch viel Liebe mit ihr. Liegen sie rum, zwischen zwei Akten, reden sie auch mal über die Liebe



«Ein Traum von mir»: Caminada (r.), Real.



Gebündelte Kräfte: Silvio Germann.



«Koch des Jahres»: Nenad Mlinarevic.

irgendwo eine Bäckerei zumacht, macht mich das traurig.» Architekt dieses Umbaus ist **Gion Caminada**; die beiden sind entfernt verwandt.

Die Burg zu Hause in Fürstenuw hält Andreas Caminadas Vater, **Fridolin Caminada**. Ein echter Bündner, 68 Jahre alt, der gern arbeitet und in die Berge geht. Vater Caminada ist im Weiler Surin im Val Lumnezia aufgewachsen, die Eltern hatten acht Kinder, ihr Besitz waren zwei, drei Kühe und eine Geiss. Noch heute ist sein Lieblingsgericht Polenta mit Kartoffelscheiben. Fridolin Caminada hatte ein Gipsereiunternehmen, heute kümmert er sich auf «Schloss Schauenstein» um kleine Handwerksarbeiten und die Ernte im Garten. Andreas Caminada und seine Familie können also beruhigt in die Ferien.

**E**iner, der bei Andreas Caminada gelernt hat und ganz gross wurde, ist **Nenad Mlinarevic**, der als Chef im «Park Hotel Vitznau» 18 Gault-Millau-Punkte sowie den Titel «Koch des Jahres» erreichte. Er übernimmt – mit Valentin Diem («Vale Fritz») und dem Schaffhauser Gastronomen Patrick Schindler – die «Bauernschänke» im Zürcher Niederdorf. Die über hundert Jahre alte Traditionsbeiz wurde seit 1998 von Eva Haessig geführt, die sich in den Ruhestand zurückzieht. Die Beiz gehört der Stadt, nach einer öffentlichen Ausschreibung bekam das Erfolgstrio den Zuschlag.

Das Zürcher Niederdorf ist nicht für seine kulinarischen Höhenflüge bekannt. Dass Nenad Mlinarevic demnächst in der «Bauernschänke» am Herd steht, ist eine klare Aufwertung. Damit geht das Upgrade des Niederdorfs, durch das «Marktgasse Hotel» und die Sanierung der umliegenden Liegenschaften eingeleitet, weiter.

#### Im Internet

[www.schwanagerpost.com](http://www.schwanagerpost.com)

von gestern. Eines Tages sagte er: «Eine Jungfrau hatte ich nie.» Und die fröhliche Marion, stets bemüht um sein Glück, sagte: «Eine Jungfräulichkeit hätte ich durchaus noch zu verschenken.» Der Mann spitzte die Ohren.

Nur ist das so, dass die fröhliche Marion manchmal nicht nachdenkt. Und so stand sie am Flughafen mit diesem Geschenk: ein Elektro-Ding, das vibriert und den Verlust der zweiten Jungfräulichkeit lustvoll vorbereiten soll. Die Sicherheitsleute forderten sie auf, das Ding aus dem Koffer zu holen – von alleine war sie nicht darauf gekommen, und so geriet der Vorzeigemoment unter den wartenden Augen der anderen besonders spektakulär. Lilafarben lag die Schande vor ihnen. Und nun musste sich die vornehme Prinzessin, die Marion besonders nach aussen gerne ist, selbst ein paar Fragen stellen: «Bin das denn noch ich, diese Frau mit dem zwielichtigen Elektro-

Ding? Verstehe ich mich so, als beidseitig begehbbare Prinzessin?»

Das wühlte sie auf, während die Beamten erröteten und der ältere Herr hinter ihr ein Räuspern verlauten liess, das wertend klang. Dabei dachte Marion: «Wenn der weiss, was das ist, was hüstelt er? Dann ist der doch selber nicht so vornehm, wie er tut.» Aber die Doppelmoral des Herrn inspirierte sie. Neue Gedanken kamen ihr. «Beidseitig begehbbar» und «Prinzessin», das passt vielleicht nicht. Kate Middleton zumindest ist eher nicht beidseitig begehbbar. So, wie die dreinschaut, wirkt sie etwas verklemmt hintenrum.

Da musste die Prinzessin lächeln. Und sie fragte sich abschliessend: «Haben nicht die meisten Menschen am Ende des Tages einen Stock im Hintern?» – womit die Sache geklärt war, zumindest für sie. ○



## Unten durch Fangfrage

Von **Linus Reichlin**

**N**ehmen wir mal an, du findest im Treppenhausein Mäppchen, das offenbar Herr Mansour, der Iraker vom dritten Stock, hier verloren hat, denn es steht sein Name darauf. In dem Mäppchen befindet sich, wie du als neugieriger Mensch herausfindest, ein Fragebogen für den kantonalen Einbürgerungstest. Du blätterst darin und ärgerst dich darüber, dass es Multiple-Choice-Fragen sind – das ist doch viel zu einfach! Du hast keine Ahnung vom Irak, aber wenn der irakische Geheimdienst dir beim Einbürgerungstest die Frage «Welches Land grenzt im Osten an den Irak? A) Afrika, b) Australien, c) Hongkong, d) Iran?» stellen würde, könntest sogar du die Frage beantworten.

Du klingelst bei Herrn Mansour, gibst ihm sein Mäppchen zurück und sagst: «Fragen Sie mich ab! Aber ohne Multiple-Choice! Als Schweizer werde ich Ihnen jede dieser Fragen ohne Hilfestellung beantworten!» Herr Mansour sagt, er freue sich, mit dir zu üben. Er bringt dir Tee und ein Tellerchen mit Toblerone-Stücken, und dann liest er die erste Frage vor: «Wie viele Kantone und Halbkantone hat die Schweiz?» «23», sagst du, «nächste Frage!» «Leider», sagt Herr Mansour, «ist es ein wenig die falsche Zahl. Aber wenn Sie wollen, ich lasse gelten!» «Und wie viel würde mich das kosten? Nein, im Ernst, Herr Mansour», sagst du, «in der Schweiz tolerieren wir Korruption nicht. Es sind ... 24!» Herr Mansour schüttelt betrübt den Kopf. «26!», rufst du. «Jawohl! Genau richtig!», sagt Herr Mansour und schüttelt dir die Hand.

Dann liest er die nächste Frage: «Welches ist der längste Fluss im Kanton Uri?» «Das ist eine Fangfrage», sagst du, «in Uri gibt es gar keine Flüsse. Und schon gar nicht so was wie den Redefluss, haha! Nein, im Ernst, es ist natürlich der Rhein!» Herr Mansour zieht Luft durch die Zähne wie bei einem Fussballspiel, wenn der Elfmeter danebengeht. «Bisschen falsch leider», sagt er. Du überlegst fieberhaft, wie all das Wasser in der Schöllenschlucht heisst. Aare? Limmat? «Der Ticino!», sagst du. «Sind Sie sicher», fragt Herr Mansour, «dass Sie nicht doch Multiple Choice wollen?» Du schluckst dreimal trocken und sagst dann leise: «Geben Sie mir einen

>>> Fortsetzung auf Seite 64

Tipp.» So weit ist es also gekommen: dass ein Schweizer in seinem eigenen Land einen Ausländer um einen Tipp anflehen muss, damit er den Einbürgerungstest besteht! «Der Fluss hat vorn ein <R> und in der Mitte ein <eu>», sagt Herr Mansour und drückt dir beide Daumen. «Die Reuss!», rufst du, und Herr Mansour atmet auf. Er sagt, er müsse jetzt eine Zigarette rauchen, um sich zu beruhigen, er sei zu aufgewühlt.

«Im Irak», sagt er, «wollen wir, dass ein Gast sich immer wohlfühlt und nicht sich quält mit schwierigen Fragen.» «Machen Sie sich keine Sorgen», sagst du, «ich werde die nächsten Fragen mit Leichtigkeit beantworten. Das waren nur Anfangsschwierigkeiten!» Aber die nächste Frage trifft dich wie Gessler der Armbrustbolzen. «Wann wurde das Frauenwahlrecht», sagt Herr Mansour mit der Zigarette im Mundwinkel, «auf Bundesebene eingeführt?» *Gopfertamm!* Das weiss doch in der ganzen Schweiz niemand! Das müssen doch sogar Feministen im Bundesrat googeln! Ein normaler Schweizer will so etwas gar nicht wissen. Du findest es empörend, dass für diesen Einbürgerungstest mit voller Absicht Fragen ausgewählt wurden, die nur Ausländer beantworten können, denn nur sie setzen sich hin und lernen das Zeug auswendig. Es sollte genau umgekehrt sein: In diesem Test sollten Fragen gestellt werden, die nur ein Schweizer aus dem Stegreif richtig beantworten kann, zum Beispiel «Was ist mit dem Begriff <irgendwohin hösele> gemeint?» Aber es hilft jetzt alles nichts: Herr Mansour wartet auf die Antwort. Du schiebst eine Zwanzigernote über den Tisch. Herr Mansour steckt sie ein und flüstert: «Eins neun sieben eins.» «Die Antwort lautet: <1971>», sagst du, «nächste Frage!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Grosses Gewächs von Mosel, Saar, Ruwer

Von Peter Rüedi

**N**och ein Bekenntnis zu meiner zugegeben nicht angeborenen Germanophilie. Mit jedem neuen Riesling, der mir aus Deutschland auf den Tisch kommt, werde ich, jenseits meiner literarischen Formation, mehr Germanist. Wein-Germanist. Zunehmend liebe ich auch den einen oder andern deutschen Spätburgunder (wie *outré-Rhin* der Pinot noir heisst), aber die deutsche Leitsorte schlechthin bleibt für mich der Riesling. Und zwar in allen Spielarten.

Das ist für einen Schweizer etwas verwirrend, der schon dem Prädikat Grand Cru misstraut, das im Wallis und in der Waadt etwas inflationär auf die Etiketten drängt. Sei's drum, solange der Superlativ einleuchtet und mit den bescheidenen zwei Lettern «GG» (Grosses Gewächs) aufscheint, wie bei den aussergewöhnlichen grossen Lagen des Mosel-Weinguts mit dem Pickelhauben-Namen «Reichsgraf von Kesselstatt». Da verfällt der Basisdemokrat von der anderen Seite des Limes ja fast automatisch in Achtungstellung, wobei zu sagen ist: Die Weine verdienen es,

auch wenn sie, wie jeder Genuss, nur im «Ruh» zu trinken sind. Genug der Scherze. Kesselstatt verfügt über mehr grosse Lagen als die meisten Produzenten an Mosel, Saar und Ruwer. Letztere beide sind Nebenflüsse der Mosel, und in der Appellation Ruwer, mit 200 Hektaren der kleinsten der drei, hat Kesselstatt seit 1999 den Sitz des Unternehmens, auf Schloss Marienlay bei Morscheid. Und so kommt es, dass das Weingut unter Annegret Reh-Gartner, seit 1983 bis zu ihrem Tod 2016 im Kommando über das von ihrem Vater 1978 erworbene Unternehmen, mit seinem Angebot sozusagen eine Anthologie dessen anbietet, was an der Mosel und nebenan möglich ist.

Ich kann mich für kein einzelnes GG entscheiden. Der Josephshöfer Riesling GG von der mittleren Mosel ist mit den Aromen eines ganzen Fruchtsalats und Blumenbouquets in der Nase der opulenteste, explosivste der drei; der Scharzhofberger Riesling GG von der Saar der kernigste, schieferigste, profilschärfste; der Kaseler Nies'chen GG von der Ruwer mit seinem Duft von Cassis, Melonen und Holunderblüten vielleicht der eleganteste. Alle drei: mineralischer Riesling at its best. Alle drei: zu kostbar zum Schütten, alle ihren Preis wert. Zu wertvoll auch, um bald («if winter comes, can spring be far behind?») wieder das Etikett Sommerwein verpasst zu kriegen. Ich ziehe sie auch in winterlichen Festzeiten jedem Champagner vor.

Reichsgraf von Kesselstatt Riesling Nies'chen GG. Mosel (Ruwer) 2016. 12%. First Wine Hergiswil.

Fr. 39.– (im 6er-Karton Fr. 35.30). [www.firstwine.ch](http://www.firstwine.ch)

Reichsgraf von Kesselstatt Riesling Scharzhofberger GG. Mosel (Saar) 2016. 12%. Ebd. Fr. 40.– (Fr. 36.–)

Reichsgraf von Kesselstatt Riesling Josephshöfer GG. Mosel 2016. 12%. Ebd. Fr. 42.– (Fr. 37.80)



## Salz und Pfeffer

# Der Freund, der für dich kocht

Von Andreas Honegger

**W**ährend achtzehn Jahren war René Weder eine Institution im «Sternen» in Walchwil, dekoriert mit einem Michelin-Stern und sechzehn Gault-Millau-Punkten.

Dann hat er sich zum Leidwesen seiner Stammkunden entschlossen, sich und seine Frau Christine in den Ruhestand zu versetzen. Aber er hielt es ohne sein Metier, das gleichzeitig seine Passion ist, nicht lange aus. Ohne es an die grosse Glocke zu hängen, hat er im Restaurant «Löwen» im beschaulichen Menzingen den Kochlöffel wieder hervorgeholt.

Nun kocht er unter dem Motto «Kochen für Freunde» von Mittwoch bis Samstag am Abend und am Sonntag am Mittag wieder wunderbare Menüs, und seine Frau schaut wie einst in ihrer eleganten Art zum Service und natürlich primär zu den Gästen. Zuerst reagierten wir verärgert: «Warum hat der Kerl uns nichts davon gesagt?» Dann aber haben wir uns mit den gleichen Freunden, mit denen wir uns einst am Zugersee verwöhnen liessen, zu einer kulinarischen Expedition verabredet. Das Lokal präsentierte sich einladend, und die Küche bringt einen nach wie vor zum Staunen: Mit wunderbaren Amuse-

Bouches, Saibling-Tatar in Filoteig, einer Variation von Randen, elegant präsentierten Meeresfrüchten, Foie-gras-Variationen, schmackhaften Ravioli, mit weissen Trüffel bestreut, perfekt gegarter Gänseleber, butterzartem Kalbsfilet, prächtig gereiftem Käse und einer Apfelvariation als Dessert werden die Gäste verwöhnt. Wie viele Gänge wir serviert bekamen, haben wir nicht gezählt, aber einer nach dem anderen waren sie sehr sorgfältig gekocht und präsentiert. Das Essen und vor allem die Weine kosten ihren Preis. Pro Person haben wir rund 230 Franken liegen lassen. Aber unter Freunden ist man nicht kleinlich. Zudem könnte man sich auch mit weniger Gängen begnügen. Der «Guide Michelin» hat das Restaurant ohne Speisekarte übrigens wieder mit einem Stern ausgezeichnet.

Restaurant Löwen, Holzhäuserstrasse 2, 6313 Menzingen. Tel. 041 759 04 44 (Reservation erforderlich)





Auto

## Mehr (Boden-)Freiheit

Es gibt noch Leute, die in Fahrzeugen mit grösserer Übersicht ein Problem sehen. Deshalb fahren wir den Cadillac XT5. *Von David Schnapp*

Kürzlich sah ich eine Sendung im deutschen öffentlich-rechtlichen Fernsehen, in der es um das Auto als Problemfall ging. Die Kritiker des Individualverkehrs sprachen, teilweise ziemlich unbelastet von Fachwissen, unter anderem über SUVs als Inbegriff des absolut Bösen auf vier Rädern. In der Schweiz wurde diese Diskussion vor einigen Jahren geführt, als die jungen Grünen die sogenannte Offroader-Initiative lancierten. Seither hat

man nicht mehr viel von der grossen SUV-Kritik gehört; vermutlich, weil sie an der Wahrnehmung des Publikums vorbeizieht.

SUVs sind beliebt, weil ihre Vorteile offensichtlich sind. Es stellt sich schnell ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit ein, vor allem wegen der besseren Übersicht als Folge erhöhter Bodenfreiheit. Dazu kommt in aller Regel ein Allradantrieb, was für ein topografisch herausforderndes Land wie die Schweiz Sinn macht. Falls ich ein einziges Auto kaufen dürfte, würde ich bestimmt eines mit Allradantrieb wählen. Moderne Antriebs- und Sicherheitstechnik sowie Leichtbau sorgen dafür, dass auch grössere Autos verhältnismässig sparsam und vor allem ungefährlich unterwegs sind.

Weil SUVs beliebt sind, gibt es eine immer grösser werdende Auswahl davon in vielen Grössen – kleine und mittlere, gefällige und eher auffällige. Der XT5 der amerikanischen Premiummarke Cadillac zählt zur Kategorie der mittelgrossen, eher auffälligen Modelle. Er hat nicht nur äusserlich einen feinen Hauch

von Exotik mit seinem recht kantigen Auftritt, sondern fährt auch mit einem ziemlich einzigartigen 3,6-Liter-Saugmotor: Sechs Zylinder, 314 PS und ein maximales Drehmoment von 368 Nm kann man zwar nicht als Übermotorisierung bezeichnen, aber der Antrieb in Verbindung mit einem Achtgang-Automatikgetriebe wirkt dennoch kraftvoll und souverän. Der Verzicht auf Kompressor- oder Turboaufladung sorgt für eine gleichmässige Leistungsabgabe über ein breites Drehzahlband.

### Die amerikanische Note hat's in sich

Der XT5 begleitete mich durch Stadt und Land, am Ende zeigte der Bordcomputer einen Durchschnittsverbrauch von 8,5 Litern an; das scheint mir ein vernünftiger Wert zu sein. Die acht Gänge und der relativ grosse Hubraum sind gerade auf der Autobahn vorteilhaft, zudem lässt sich der Allradantrieb in vier Stufen einstellen, so dass je nachdem auch nur zwei Räder angetrieben werden. Wenn möglich werden ausserdem zwei Zylinder abgeschaltet – auch das ist ein sinnvoller Sparbeitrag.

Kurz: Der Cadillac XT5 ist ein feines SUV in angenehmer Grösse, mit viel Komfort, einem überzeugenden Antriebskonzept, moderner Sicherheits- und Bordtechnologie und vor allem mit dieser attraktiven amerikanischen Note, die ihn vom europäischen Mainstream-Angebot abhebt.

### Cadillac XT5 Platinum

Leistung: 314 PS/231 kW, Hubraum: 3649 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 210 km/h  
Preis: Fr. 78 800.–, Testauto: Fr. 79 150.–



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich am Ende eines hochkarätigen klassischen Konzertes (Lucerne Festival im KKL) der Solistin stehend applaudieren, obschon die Besucher hinter mir sitzen bleiben und ich ihnen somit die Sicht auf die Bühne versperre?  
*Claudia Blaser, Ruswil*

In keiner Kunstgattung ist das Publikumsverhalten dermassen normiert wie bei der klassischen Musik. Wer zwischen den Sätzen klatscht, outet sich als Banause. Wer falsch gekleidet ist, ist mehr geduldet als willkommen. Beifall spendet man dann, wenn es sich gehört, nicht dann, wenn die Begeisterung einen dazu treibt. Kein Wunder, verzichten in diesem freudlosen Ambiente viele Leute auf einen Konzertbesuch, selbst wenn sie die klassische Musik eigentlich lieben. Daher: Brechen Sie die Regeln, lassen Sie während des Konzertes und danach Ihren Emotionen freien Lauf. Besucherinnen wie Sie hat der Klassikbetrieb dringend nötig.  
*Rico Bandle*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Dass man Verträge kündigt aufgrund mehr oder weniger nachprüfbarer Ereignisse, die Jahre zurückliegen, ist ein Skandal.» *Verena Guran-Fierz*

### Kirche im Dorf

Nr. 1 – «Das letzte Wort»;  
Essay von Strafrechtsprofessor Marcel Niggli

Als juristischer Laie und parteiloser Bürger interessiert mich nur eines: das Wohl des Landes. Wie Professor Niggli zutreffend konstatiert, fordert die Selbstbestimmungsinitiative eigentlich Selbstverständliches. Also lassen wir die Kirche im Dorf und behalten wir die Souveränität über Recht und Gesetz.  
*Massimo Marcella, Birrwil*

### Zerrissene israelische Zivilgesellschaft

Nr. 50 – «O Jerusalem, Hauptstadt Israels»;  
Hansrudolf Kamer über die US-Botschaft

Jerusalem zur alleinigen Hauptstadt Israels zu machen, ist ein irritierender Paukenschlag Trumps und erhöht die Spannungen im Nahen Osten dramatisch. Ultraorthodoxe Kräfte und fundamentalistische Kreise haben in Politik, Gesellschaft und Religion enormen Einfluss und reflektieren die grosse innere Zerrissenheit der israelischen Zivilgesellschaft. Gewisse Kreise anerkennen nicht einmal den 1949 gegründeten Staat Israel, sondern warten immer noch auf das durch den Messias dereinst geschenkte Gelobte Land, wie es ihren alttestamentlichen Verheissungen entspricht. Es sind die hasserfüllten Spannungen zwischen Israel und Palästina und die Jahrzehnte dauernden nicht ziel führenden Friedensverhandlungen, die im Fokus des internationalen Medieninteresses stehen.  
*Roger E. Schärer, Feldmeilen*

### Nur noch Heilige?

Nr. 1 – «Maestro der alten Schule»;  
Manuel Brug über Stardirigent Charles Dutoit

Wer hätte gedacht, dass ich nach zirka 45 Jahren mit so etwas konfrontiert würde! Von 1971 bis 1975 war ich Mitglied des Berner Sinfonieorchesters, Bratschenregister. Dutoit hat zum Spass, er war auch Bratschist, einmal neben mir mitgespielt. Als Vorstandsmitglied des Orchesters hatte ich persönlich mit ihm zu tun. Er war ein nervöser, sehr farben- und rhythmusorientierter Chef, der die interessantesten Programme machte, die ich in meinem Berufsleben angetroffen habe. Wir waren viele junge Leute im Orchester. Dutoit hat mit uns seine ersten Mahlersinfonien einstudiert. Wie begeistert und erhoben wir alle waren! Ein «Maestro der alten Schule» war Dutoit nicht. Im Gegenteil, ein kameradschaftlicher, freundschaftlicher Chef, dem die Musik am wichtigsten war – wie uns, den leidenschaftlichen Mitspielern. Dass man Verträge kündigt aufgrund mehr oder weniger nachprüfbarer Ereignisse, die Jahre zurücklie-

gen, ist ein Skandal. Ein Künstler zu sein, ist gewiss kein Freipass für erotische Eskapaden (bei Picasso gelten sie zwar als unumgänglich für die Inspiration), die gab es auch damals nicht ohne das Einverständnis der beteiligten Personen. Diese sind volljährig und selbst verantwortlich für ihre persönliche Integrität. Man könnte meinen, heutzutage gäbe es nur noch Heilige. Die sind aber nur humor- und wehrlos und machen sich kolossal wichtig.  
*Verena Guran-Fierz, Zumikon*

### Allzuschneller Ausstieg

Nr. 1 – «Lob des Kolonialismus»;  
Wolfgang Koydl über Bruce Gilleys Thesen

Ob der Kolonialismus eine gute Sache war, will ich nicht beurteilen. Aber ganz sicher war der Ausstieg aus dem Kolonialismus total verfehlt. Linke, barmherzige Politiker und Journalisten forcierten den allzu schnellen Ausstieg aus dem Kolonialismus. Dadurch wurden in den Staaten in Afrika korrupte Machthaber an die Hebel der Staaten gehievt. Hätte man die Bevölkerung vorher besser ausgebildet und die Entkolonisation in den fremdregierten Gebieten gefördert, wären aus den bis dahin einigermaßen prosperierenden Wirtschaften nicht korrupte Systeme entstanden.  
*Karl Heinen, Wädenswil*

### Grenzgänger, nicht Asylbewerber

Nr. 50 – «Migranten-Milliarden-Wahnsinn»;  
Kolumne von Christoph Mörgeli

Die vom Kolumnisten erwähnten «schwindelerregenden» 25 Milliarden Dollar, die Migranten im Jahr 2016 aus der Schweiz in ihre Heimatländer überwiesen haben, können nicht unwidersprochen bleiben. Er schreibt: «Wenn Migranten so enorme Beträge in das Kosovo, nach Sri Lanka, Brasilien, Ghana oder Sierra Leone schicken können, verdienen sie hier weit mehr als das Lebensnotwendige.» Weiter bringt er Asylbewerber aus Eritrea, Afghanistan und Syrien ins Spiel. Tatsächlich geht aber nur ein verschwindend kleiner Teil der 25 Milliarden in die erwähnten Länder. Dominierende Bedeutung haben vielmehr die Einkommen der rund 300 000 Grenzgänger aus unseren Nachbarländern. Dies zu verschweigen, kommt einer Irreführung des Lesers gleich. Mit Ländern wie Ghana oder Eritrea haben die 25 Milliarden Franken praktisch nichts zu tun.  
*Peter Stalder, Zürich*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.

Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

	1			2		3	4		5			6	
7		8	9								10	11	
13						14		15		16			
17					18								
		19								20			
	21				22		23		24			25	
26					27						28		
	29			30			31			32			
33				34	35					36		37	38
39							40						
				41								42	
43									44				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Was nun?, denkt man bei ihr.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Der Turm ist in den USA weitum bekannt. 7 Nun ja: immerhin annehmbar. 10 Gar kein Käse, ein solcher Anlass – oder dann halt doch? 13 Vielseitige Präposition, kennzeichnet neben anderem Zugehörigkeit. 14 War einst Initiationsritual, ist heute banale Frotzelei. 17 Seltsame Geschichte, oder gar unwahrer Bericht. 18 Unersättlich, zumindest in Sachen Essen. 19 Folgt auf drei Flop-Karten und den Turn. 20 Der Seitenfleckleguan trägt einen weiblichen Vorname. 21 Dionysos hing auch an ihrer Brust. 22 Das Kosmetikprodukt, das hauptsächlich aus Nitrocellulose besteht. 26 Die Eins ist ziemlich schwer erkennbar. 27 Febrero folgt in Spanien garantiert auf ihn. 28 Der Wasservogel ist als solcher schwer zu erkennen. 29 Er: Schein, doch wenig echtes Sein. 31 Der Lehrling macht sich mit solchem Schreibgerät erkenntlich. 33 Kurz gesagt die Zeitzone für Portugal usw. 34 Von Chicago nach Santa Monica – passt zu 66. 36 Anders gesagt: eine Serie. 39 Jene Dichtung, zu der die sehnsuchtsvolle Stimmung gehörte. 40 Als Synonyme empfehlen sich etwa ausspähen oder recherchieren. 41 Die psychoaktive Substanz eines Genussmittels, in der alternativen Schreibung. 42 Mit ihm und somit auch mit vollem Recht. 43 Wo ein Ei, ist mit Sicherheit auch es. 44 Toskanisches Städtchen zwischen Florenz und Rom.

**Senkrecht** — 1 Was den Hintern betrifft aber nur nach vorne den richtigen Weg weist. 2 In klingender Münze. 3 Regionalmacht im Nahen Osten: Hauptstadt bitte. 4 Jener Thon, kein Dosenfisch sondern ehemaliger deutscher Fussballspieler. 5 Höchster Vulkan Europas, in Originalsprache. 6 Metall: häuft sich gerne in Nahrungsketten an. 7 Ein Schuh wie eine wilde Katze. 8 Romantikers poetische Alternative für den Himmel. 9 Da ist ein Italiener mehr denn einfach ernst. 10 Schliesst akzeptieren und ermöglichen mit ein. 11 Jene Gegend zwischen Vosges und Rhin. 12 Für Franzosen ist es spitz, scharf, schrill. 15 Breitwalzen ist dann doch übertrieben. 16 Einzig und allein dies lassen Romands gelten. 18 Jener Hackman, der zur French Connection passt. 21 Ob gross oder klein, für viele ist sie ein Urlaubs-traum. 23 Wie wir den festen Teil der Erdkruste nennen. 24 Gesetz, könnte von Macron sein. 25 Ein Sternbild, dank Athene, die ihn in den Himmel versetzt hatte. 30 Einer wie der Aquarellist William Turner, beispielsweise. 32 Jener Kurt mit dem Dällebach Kari usw. 33 Wie die Insel im Untersee, so die Flussinsel in der Limmat. 35 Wer an eine Nähnadel denkt, ist der Lösung auf der Spur. 37 Kleinstadt, touristisch bekannt wegen des Tempels des Horus (mit i). 38 Seit 2011 Teil der neuen Gemeinde Glarus Süd.

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 549**

	A	B	K	E	H	R	P		A	K	A	B	A	
K	R	A	I	S		E	P	O	S		O	V	E	N
R	A	N	D	E		Z	E	L	E	B	R	A	N	T
A		D	A	I		M	A	T	I	N	F	E	R	
L	J	S	T			E	R	O	H	E	I	S	E	N
M					R	H	E	A		O	R	G	E	L
A	A	R	B	E	R	G		B	R	E	I	L		E
T	E	E	S		A	L	E	A		E	L	E	N	
F	R	Z	A	E	I	I	E	N		A	R	E	N	
M	A	E	G	D	E		S	I	E	G	E	R	I	N
P		P	I	A	E	N	F		D	U	N	I	T	
A	N	T	E		R		N	O	V	A		E	E	G

**Waagrecht** — 1 ABKEHR 7 AKABA 12 KRAUS 13 EPOS 16 OVEN (engl. f. Ofen) 17 RANDE 18 ZELEBRANT 20 DALMATINER 22 GE 23 LIST 25 ROHEISEN 27 RHEA (hear, engl. f. hören) 29 ORGELN 30 AARBERG 33 BREIL 34 TEES (-orten) 35 ALEA (lat. f. Würfel) 37 ELEN (poetisch f. Elch) 39 ERZAEHLEN 41 AREN 42 MAEGDE 43 SIEGERIN 45 PLAE-NE 46 DUNIT 47 ANTE (obligat. Vorauszahlung beim Poker) 48 NOVA 49 EEG

**Senkrecht** — 1 ARA 2 BANDS 3 KUDAT 4 ESEL 5 REZA 6 POLIO 8 KORRIGIEREN 9 AVA 10 BENGEL 11 ANTENNEN 12 KRAL (türk. TV-Station) 14 PETRA (aus petros; griech. f. Stein) 15 SENHORA 19 BEERE 21 MEHR 24 IMATRA (Marita) 26 SELLERIE 27 RESEDA 28 EGAL (Lage) 31 REZEPT 32 BEAGLE 33 BENI (Thurnheer) 36 LESEN 38 ENITE (Niete) 39 EMPA (Eidg. Materialprüfungs- und Forschungsanstalt, EDI: Eidgen. Dep. d. Innern) 40 HEER 41 AGUA (span. f. Wasser) 44 EDV

**Lösungswort** — **PERSONALIEN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

*jura*<sup>®</sup>

Kaffeegenuss –  
frisch gemahlen,  
nicht gekapselt.

**Roger Federer**

Inspirierendes Vorbild,  
unerreichter Rekordhalter  
als Grand-Slam-Sieger  
und als Nummer eins der  
Tennis-Weltrangliste –  
und Kaffeegenießer.



SWISS  MADE

Die edle Z8 von JURA begeistert selbst anspruchsvollste Kaffee- und Designliebhaber wie Roger Federer. Top- und Frontpartie sind aus 3 mm starkem Aluminium gefertigt. Die One-Touch-Lungo-Funktion sorgt für bekömmliche lange Kaffees. Kurze Spezialitäten gelingen dank Puls-Extraktionsprozess (P.E.P.<sup>®</sup>) in Vollendung, und die Feinschaum-Technologie setzt von Cappuccino bis Flat White eine zarte Milchschaumkrone auf. Das 4,3"-Touchscreen-Farbdisplay macht die Bedienung intuitiv einfach. Auf Wunsch lässt sich die Z8 sogar übers Smartphone oder Tablet steuern. Und das Intelligent Water System (I.W.S.<sup>®</sup>) erkennt den Filter automatisch. JURA – If you love coffee.

[www.jura.com](http://www.jura.com)